

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens


AUS
DER BIBLIOTHEK
VON



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.



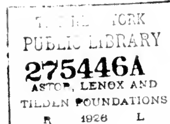
Zu der Erzählung „Die Fahrt nach Gretna Green" von Felix Lilla (S. 81)
Originalzeichnung von W. Zweigle.

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,
sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1897.
Sechster Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.





Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite





Um Millionen.

Roman von Balduin Möllhausen.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der junge Mann sah Pierre fester in die Augen und bemerkte mutwillig: „Und ich wette, daß es mit deinem Grimm nicht halb so ernstlich gemeint ist. Nebenbei sind Büffel keine scheckigen Rinder, die ein mäßig scharfer Hund ohne viel Mühe beisammen hält. Doch zunächst eine Frage: Wo gedenkt ihr, eure Ware abzusetzen?"

„Sage du zuvor," hieß es unwirsch zurück, „wohin du selber der Nase nachgehst, bevor du erwartest, daß jemand, der anderthalb Dutzend Winter mehr zählt, als du, dir Rede steht, wie 'n verschlagener Waisenjunge in der Armenschule."

„Sonst nichts? Da diene ich gern: Mein Ziel ist Taos, wo ich Gelegenheit finde, meine Biber- und Otterbälge an den Mann zu bringen."

„Da hättest du es bequemer gehabt, am Missouri hinunter zu reisen; denn von oben her kannst du nur gekommen sein."

„Das weiß ich ebenso gut, als es mir jemand sagen könnte, der seine volle drei Dutzend Winter mehr zählt,

als ich. Ich hatte mir eben vorgenommen, mein Glück einmal in Taos zu versuchen; und jetzt ist die Reihe an dir, Auskunft zu erteilen."

Pierre lächelte ergötzt zu der freien Redeweise des unverzagten Burschen und erklärte herablassend: „Dein Ziel ist das meinige. Ich will ebenfalls nach Taos."

Des jungen Reiters Gesicht erhellte sich in freudiger Ueberraschung.

„Kennst du einen zur Ruhe gesetzten Fallensteller Namens Basil Monjoye?" fragte er lebhaft.

„Den?" fragte Pierre erstaunt zurück, „den granitenen Basil, mit dem ich manches Jahr in Partnerschaft ging? Verdammt! Den sollte ich wohl kennen."

„Jetzt Scherz beiseite," versetzte der junge Mann ernster, „da drüben die Minetarehs, denen ich mich anschloß, um in guter Gesellschaft wenigstens bis in die Nachbarschaft von Taos zu gelangen, werden wohl eine Weile mit Fleischdörren zu thun haben, und wer weiß, ob sie nach der heutigen erfolgreichen Jagd überhaupt noch weiter südlich ziehen. Da möchte ich, sofern es Ihnen gefällt, Sie begleiten."

„Gehen wir denselben Weg, so sehe ich keinen Grund, weshalb wir nicht nebeneinander bleiben sollten," meinte Pierre gleichmütig, „da unten herum, wo die hündischen Apaches schwärmen, wie die Wespen um ihr gestörtes Nest, sind zwei Büchsen zehnmal so viel wert, wie 'ne einzelne. Doch wie soll ich Sie rufen?"

„Joachim, das genügt, wenn Sie den Namen festhalten können."

„Allerdings ein querer Name. Sie scheinen ein Deutscher zu sein, dem man's kaum noch an der Rede anmerkt."

„Sechs Jahre lebe ich schon in diesem Lande. In der Zeit lernt sich manches. Ich setze voraus, auch Sie besitzen einen ehrlichen Namen?"

„Pierre lautet er, und die da heißt Firefly, nebenbei eine Frau, die verhenkert viel mehr Achtung verdient, als die meisten weißen Ladies, die mit ihren seidenen Schleppen in den Städten das Straßenpflaster fegen."

„Das steht in ihrem freundlichen Gesicht geschrieben, und so will ich euch beiden ein getreuer und gewissenhafter Gefährte sein. Wann brechen Sie auf?"

„Sobald wir gesattelt und gepackt haben."

„So erwarte ich Sie drüben. Mein Satteln und Packen erfordert nicht viel Zeit."

„Gut, nach Ablauf einer Stunde bin ich da," versetzte Pierre, und mit einem Händedruck schieden sie voneinander.

Die Stunde war noch nicht abgelaufen, als Pierre mit seinem Gefolge in das Lager der Minetarehs ritt, wo er von diesem und jenem als alter Bekannter begrüßt wurde. Joachim belud unterdessen mit Hilfe einiger Indianer seine beiden Packpferde, die denen Pierres beigesellt wurden, und nach einem freundschaftlichen Abschied von den bisherigen Gefährten schwang er sich in den Sattel.

Eine kurze Strecke hatten sie zurückgelegt, als Pierre plötzlich in die Worte ausbrach: „'ne ordentliche Ursache muß immerhin vorliegen, daß Sie den Weg nach Taos einem kürzeren vorzogen."

„Mehr als eine," bestätigte Joachim bereitwillig, „zunächst beabsichtige ich, mein Pelzwerk beim alten Basil in blanke Dollars umzusetzen —"

„Der richtige Mann, dem nichts ferner liegt, als 'nen rechtschaffenen Jäger auch nur um 'nen Kupfercent zu prellen," warf Pierre begeistert ein, „aber des Henkers will ich sein, wenn die beiden Ballen nicht mehr Bälge enthalten, als mit Ihren jungen Erfahrungen im Einklang stehen."

Joachim lachte und fügte nachlässig hinzu: „Nur in

dem einen befindet sich Pelzwerk; in dem anderen brachte ich Farben, Pinsel und sonstige Malergeräte unter."

„So sind Sie ein wirklicher lebendiger Künstler?"

„Im vollen Sinne des Wortes ein Maler."

„Da hörte ich von Ihnen. Sie sollen hie und da einen Wilden abkonterfeit haben."

„Seitdem die guten Leute sich von der Ungefährlichkeit des Porträtierens überzeugten, möchte jeder gern wissen, wie er aussieht."

„Vielleicht würden Sie mir ein Bildnis von meiner Firefly anfertigen. Auf einen Otterbalg sollte es mir nicht ankommen."

„Mit Freuden, jedoch unter der Bedingung, daß ich nicht ein Haar aus dem mittelmäßigsten Balg dafür nehme."

„Das wäre freilich dankenswert," meinte Pierre befriedigt und knüpfte an das zuvor abgebrochene Gespräch mit den Worten an: „Und nun die andere Ursache, die Sie nach Taos führt."

„Die kenne ich selber nicht."

Pierre warf Joachim einen mißtrauischen Seitenblick zu und erklärte anscheinend verletzt: „Hätten Sie gesagt: „Das geht dich nichts an," so war's aufrichtig und höflich. Der Henker traue jemand, der behauptet, seine eigenen Zwecke nicht zu kennen."

„Ich wiederhole: mir ist vollkommen fremd, weshalb ich dieses Weges ziehe. Da mir aber an Ihrer guten Meinung gelegen, will ich deutlicher sein, als es sonst meine Gewohnheit." Er zog die an seiner Seite hängende breite Ledertasche, die das Skizzenbuch barg, nach vorn, und einen Brief hervorsuchend, sprach er weiter: „Dieses Schreiben ist fünf Monate unterwegs gewesen und stammt von der Schwester meines Vaters, einer Frau, über deren Lippen noch nie eine Unwahrheit zu Tage kam —"

„Viel behauptet von einem Frauenzimmer," schaltete Pierre ungläubig ein.

„Aber nicht zu viel von der Bumbootwachtel — so heißt sie nämlich unter Freunden — ohne deren Treue vier verwaiste Geschwister wahrscheinlich sehr schlecht gefahren wären."

„Ihre Geschwister leben ebenfalls in diesem Lande?"

„Nur eine Schwester," gab Joachim trübselig zu, „sie schläft in der Erde, ohne daß wir je erfuhren, wo ihr Grab geschaufelt wurde."

„Was trieb Sie übers Meer, wenn Sie eine gute Heimstätte besaßen?"

„Fragen Sie die Zugvögel, weshalb sie nicht auf einer und derselben Scholle kleben bleiben, und Sie haben meine Antwort. Der Jagd wollte ich leben, fremde Länder und Völker kennen lernen und das Gesehene durch Bilder auch anderen zugänglich machen."

„Sie scheinen eine verdammt leichtfertige Natur zu sein."

„Ich gebe es zu, fühle mich deshalb aber nicht weniger glücklich."

„Was sagt Ihre Vatersschwester dazu?"

„Die schreibt mir die zärtlichsten Briefe und ermahnt mich jedesmal, dem wilden Getier recht weit aus dem Wege zu gehen," erwiderte Joachim, und: „Wenn sie nur wüßte!" fügte er laut auflachend hinzu; „doch hören Sie." Er hob den entfalteten Brief und übersetzte während des Lesens: „Hoffentlich erreicht diese Nachricht Dich früh genug, um zu Anfang des Sommers in Taos vorsprechen zu können. Da haust nämlich ein pensionierter Förster oder dergleichen Namens Basil Monjoye. Der handelt mit Fellen und allerlei und besitzt außerdem eine Gastwirtschaft. Bei dem lege Dich vor Anker — die Alte ist Seemannswitwe — und warte das weitere mit Geduld

ab. Verschenke Dein Vertrauen nicht übereilt; denn die Welt wimmelt von Gaunern; davon weiß ich ein Liedchen zu singen. Und nochmals: die Sache ist schrecklich wichtig — Das weitere sind Familienangelegenheiten, die jedem dritten gleichgültig," schloß er sprechend, indem er den Brief wieder verwahrte.

Pierre war nachdenklich geworden. Plötzlich fragte er, wie eines besonderen Umstandes sich entsinnend: „Kennen Sie einen jungen Gentleman Namens George Braddon?"

„Ich höre den Namen zum erstenmal. Was soll es mit ihm?"

„O, nichts. Es fiel mir nur ein, weil ich selbst einst einem George Braddon begegnete. Wir wurden binnen kurzer Zeit recht befreundet miteinander."

Weitere Fragen schienen ihm auf der Zunge zu schweben; allein er besann sich und lenkte das Gespräch auf andere Dinge über. Hegte er den Verdacht, daß Joachims Besuch beim alten Basil in irgend welcher Beziehung zu den beiden verschollenen Tracys stehe, so glaubte er andererseits, Braddon schuldig zu sein, keine Dinge zu berühren, von denen er den Eindruck gewonnen hatte, daß sie, wie für ihn selber, in erhöhtem Grade für andere Geheimnis bleiben sollten. —

Wenn Menschen nach der ersten kurzen Bekanntschaft jemals herzliches Vertrauen zu einander faßten, so durfte das mit Recht von Pierre, Joachim und Firefly behauptet werden. Trotz des guten Einvernehmens, das ihnen die sechs langen Tagesmärsche gewissermaßen verkürzte, kamen die unbestimmten Zwecke, die Joachim verfolgte, nicht mehr zur Sprache. Wie seine Lippen durch der Bumbootwachtel Vorsicht geschlossen waren, scheute Pierre, Neugierde zu verraten und Schlüsse zu ziehen, die noch wertloser, als die Vermutungen, aus denen sie hervorgingen.

So kam endlich die Stunde, in der sie vor des alten

Basil Hausthür von den Sätteln stiegen, und Pierre von ihm frohlockend willkommen geheißen wurde. In seinem Eifer, den Alten ebenfalls zu begrüßen, beachtete Joachim nicht, daß hinter ihm zwei Männer auftauchten, plötzlich auf der Thürschwelle stehen blieben und ihn anfänglich ungläubig, dann aber mit freudigem Erstaunen betrachteten. Erst als er sich von Raimund umschlungen fühlte, seinen aus überströmendem Herzen emporgesendeten Gruß vernahm, löste sich für ihn das Rätsel, das in der Bumbootwachtel Brief enthalten gewesen. —

Der freudigen Erregung folgte indessen bald ruhigeres Erwägen. Als aber zur späten Abendstunde die beiden Brüder mit Braddon in dem Geschäftsraume beisammen saßen und dieser die Ursachen schilderte, die ihrer Vereinigung zu Grunde lagen, da meinte Joachim, von einem Erstaunen in das andere gejagt, die Wirklichkeit bezweifeln zu müssen. Und so kamen sie, ernst beratend, schließlich überein, das zwischen ihnen schwebende Geheimnis erst dann Pierre und Basil anzuvertrauen, wenn entweder der Erfolg nicht mehr bezweifelt werden könne, oder das Unternehmen endgültig gescheitert sei. So lange sollte der Glaube aufrecht erhalten bleiben, daß es sich allein darum handle, in den Moquistädten Nachforschungen nach dem verschollenen Franklin anzustellen.

Balfour sollte Joachim zur Zeit noch nicht kennen lernen. Er war in Santa Fé zurückgeblieben, um die Zeit bis zur Rückkehr der jungen Leute von ihrem Ausfluge darauf zu verwenden, sich über die dortigen Verhältnisse zu unterrichten und auf alle möglichen Fälle vorzubereiten.

In ihrem Gespräch wurden sie durch Basil und Pierre unterbrochen, die auf der Bank vor der Thür in alten Erinnerungen schwelgten.

„Hallo, Mr. Tradley!" rief ersterer verwundert aus, „schon wieder zurück aus den Minen?"

„Vor 'ner Stunde eingetroffen," antwortete eine dünne Männerstimme, „und mit guten Aufträgen obenein, sofern Sie wollene Decken auf Lager haben. Und andere Dinge sind's, welcher der eine und der andere da oben benötigt."

„Etwas ist noch vorhanden," erwiderte Basil wie beiläufig, „vorausgesetzt, Sie gaunern nicht abermals um den Preis, und eilig wird's ebenfalls nicht sein."

„Ueber acht bis zehn Tage möchte ich wieder aufbrechen. Für heut würd' ich's danken, überließen Sie mir eine Flasche Whiskey."

Basil trat ein. Ihm auf dem Fuße folgte eine unansehnliche Gestalt in schäbigem Anzuge, mit bartlosem gallichten Gesicht und einer Haltung, als ob die höchstens dreißig Jahre, die über sein Haupt dahingegangen, doppelt so viele gewesen wären. Während Basil sich hinter den Schenktisch verfügte, um ihn zu befriedigen, ließ er seine Blicke nachlässig über die jungen Männer hinschweifen. Joachim und Raimund beachteten ihn kaum, wogegen Braddon ihn schärfer ins Auge faßte. Er schien in der Erinnerung zu suchen. Plötzlich wichen die Zweifel von seinen Zügen. Er wartete, bis Tradley ihm den Rücken zukehrte, und wie einen Bekannten anredend, rief er hinüber: „Maurice."

Seine Erwartung erfüllte sich nicht. Tradley verharrte in seiner unbefangenen Ruhe. Er nahm die Flasche in Empfang und schritt sorglos dem Ausgange zu. Braddon schüttelte den Kopf. Nur einmal und ganz flüchtig hatte er Maurice gesehen. Der Aehnlichkeit, die er entdeckt zu haben meinte, standen indessen andere Merkmale gegenüber, die seinen Argwohn alsbald wieder beschwichtigten.

„Wer war der Mann?" fragte er, nachdem Basil und Pierre sich zu ihnen gesetzt hatten.



„Ein Hausierer, der mit seinem Fuhrwerk zwischen hier und den Minen vermittelt,“ antwortete Basil gleichgültig, „obwohl ein pünktlicher Zahler, scheint ihm doch der Gauner im Nacken zu sitzen.“

„Wie lange treibt er schon sein Gewerbe in der Landschaft?“

„Drei oder vier Monate mag es her sein, als er eines Tages da war, sich hier in Taos einnistete und ungesäumt ans Geschäft ging.“

„Wunderbar,“ meinte Braddon nachdenklich, „beim ersten Anblick war mir, als müßte ich ihm schon begegnet sein. Mir schwebte John Kelly vor, zu dem der Betreffende, ein gewisser Maurice, in nähere Beziehungen getreten war.“

„John Kelly wird uns fürs erste wohl nicht mehr hindern,“ spann Basil das Gespräch nachlässig weiter; „sitzt er im Zuchthause, wie Sie behaupteten, so haben sie ihm auch die Flügel beschnitten.“

„Hoffentlich,“ versetzte Braddon mit einem Ausdruck, als ob er nicht überzeugt gewesen wäre. Damit war Tradley vergessen.

Der Abend war weit vorgeschritten, als Basil den Nachttrunk herumreichte und das letzte Licht im Hause erlosch. Alles hatte den Schlaf gesucht. Nur die Heimchen waren unermüdlich. Was die sich gegenseitig zuschrieen, mochte Gott wissen. Andere ihres Geschlechtes auf der Außenseite des Gemäuers beteiligten sich lebhaft an dem seltsam einschläfernden Konzert. War es doch eine milde, liebliche Nacht. Wie um die Beleuchtung der Mondsichel zu überstrahlen, funkelten und flimmerten die Sterne. Geheimnisvolle Stille umwebte die würfelförmigen Häuser der Stadt. Hin und wieder bellte ein Hund gleichsam als Antwort auf das herüberdringende Jauchzen eines Prairiewolfs. Der Eindruck endlosen Friedens wurde

dadurch nicht beeinträchtigt. Sogar in den Bewegungen Tradleys, der einem fernen Ziele mit gemäßigter Eile zustrebte, verriet sich dessen Einfluß auf seine Stimmung.

Eine Stunde war er durch die träumende Landschaft einhergewandert, als eine zur Zeit unbenutzte halb zerfallene Schäferhütte vor ihm lag. Jede andere Beleuchtung entbehrend, brannte daselbst ein kleines Feuer. Um dasselbe herum kauerten vier Apacheindianer, häßliche, struppige Erscheinungen, die nicht müde wurden, von dem ihnen gelieferten Hammelfleisch zu rösten und zu verschlingen. Etwas abseits, wo der Feuerschein sie matt streifte, lagen auf ihren Decken Kelly, Green und Sykes. Selten wurde eine Bemerkung zwischen ihnen laut. Eine gewisse krankhafte Spannung hatte sich ihrer bemächtigt. In Kellys durch die sträflichsten Leidenschaften entstelltem Gesicht prägte es sich aus, als wäre er bereit gewesen, das erste beste ihm mißfällige Wort mit einem thätlichen Angriff zu bezahlen. Fieberische Ungeduld offenbarte sich in der Art, wie er zeitweise den vorspringenden Unterkiefer regte. Sie gelangte zum geräuschvollen Durchbruch, als Tradley über die Schwelle schritt.

„Endlich!" redete er ihn herrisch an, „Hölle und Verdammnis! Wo bleiben Sie? Seit 'ner Stunde warten wir, und wer nicht kommt, ist Freund Maurice. Der Morgen zieht herauf, und noch sitzen wir hier!"

„An mir lag's nicht," antwortete Maurice unterwürfig, „eine halbe Nachricht hätte Ihnen nicht genügt, und eine ausgiebige erforderte Zeit und Vorsicht —"

„Zum Henker mit den Umschweifen," fiel Kelly polternd ein, „reden Sie herunter von der verdammten Leber, anstatt Ihre Gedanken theelöffelweise aufzutischen: Wer war es, der vor zwei Wochen seinen Einzug beim alten Basil hielt?"

„Kein anderer, als dieser George Braddon selber —"

Kelly fuhr auf.

„Sind Sie Ihrer Sache gewiß?“ fragte er heftig, und wie um der Bestätigung entgegenzukommen, neigte er, die geröteten Augen durchdringend auf ihn geheftet, sich Maurice zu, „kann kein Irrtum walten? Der Satan über Sie, wenn Sie mich an der Nase herumführen!“

„Ich sah ihn so deutlich, wie damals vor der Brücke, als er Sie anrief —“

„Also kein Zweifel?“

„Der letzte Zweifel hätte schwinden müssen, sobald er mich beim Namen nannte.“

„Und Sie bissen auf die Angel an?“

„Ich war darauf vorbereitet, konnte daher keinen Mißgriff begehen.“

Kelly seufzte tief auf. Es klang, als hätte teuflischer Triumph sich in wildem Geheul Bahn brechen wollen.

„So habe ich dennoch richtig kalkuliert,“ entwand es sich heiser seiner Kehle, „verdammt! Ich wußte es, anders konnte es nicht kommen; denn dieser Braddon ist kein Mann, der nach dem ersten Mißerfolg vor irgend 'nem Trick zurückschreckt —“ und hastig griff er nach der ihm gereichten Branntweinflasche.

Nachdem er einen tiefen Zug gethan hatte, ging sie von Hand zu Hand, worauf er den Rest den Apaches überließ. Dann rückten die vier ebenbürtigen Genossen näher zusammen. Eifrig sprachen sie zu einander, und lange dauerte es, bevor sie sich über die zwischen ihnen schwebenden Fragen einigten. Endlich rüstete man sich zum Aufbruch. John Kelly, Green und Sykes entfernten sich in Begleitung eines Apacheführers in der Richtung nach den Goldminen. Dort fanden sie Gelegenheit, sich ungewünschter Aufmerksamkeit zu entziehen, wogegen die drei anderen Wilden mit bestimmten Aufträgen sich auf den Weg nach der heimatlichen Felsenwüste begaben.

Maurice kehrte nach Taos zurück, wo er eine neue Hausierfahrt nach den Goldminen vorbereitete. Beim alten Basil verkehrte er erst wieder, nachdem Braddon und seine Freunde abgereist waren.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Moosbahneh.

Auf der Westseite der Rocky Mountains erheben sich inmitten einer starren Felsenwüste auf wild zerklüfteten hohen Plateaus die sieben Moquistädte, die schon von den ersten bis dahin vorgedrungenen spanischen Mönchen als das Königreich Cibola geschildert wurden. In länglichen Rechtecken aufgeführt, umschließen die zusammenhängenden Gebäude einen der Größe der Stadt entsprechenden ebenfalls rechteckigen Platz. Dort befinden sich die Eingänge zu den Erdgeschossen, wogegen die aus festem Gestein aufgeführte Ringmauer nur hie und da eine winzige Lichtöffnung zeigt.

Von außen gelangt man auf nächtlich eingezogenen Leitern nach der flachen festen Bedachung des Erdgeschosses hinauf, wo die Vermittelung nach dem Inneren durch Thüren und nach unten durch einfache quadratische Oeffnungen und Leitern hergestellt wird. Auf dieser ersten Bedachung erheben sich, so weit zurückliegend, daß jedesmal ein bequemer Vorplatz bleibt, terrassenartig das zweite und ein drittes Stockwerk, zu denen ebenfalls Leitern hinaufführen.

Wie in ihren Neigungen zeichnen die Moquis sich auch im Aeußeren vor allen Indianerstämmen des amerikanischen Kontinents aus. Im allgemeinen schwächer gebaut und hellfarbiger, nähern ihre freundlichen Physiognomien im Schnitt sich denen der kaukasischen Rasse, wozu

sich ein eigentümlich milder Ausdruck der Züge gesellt. Es macht sich sogar eine gewisse an Scheu grenzende Schüchternheit geltend, die darauf zurückzuführen, daß sie, unzweifelhaft Abkömmlinge der eingewanderten altmexikanischen Völkerschaften, seit Jahrhunderten von wilden Wüstennachbarn bedrängt, auf ihren sicheren Felsennestern in steter Abgeschiedenheit lebten, ihre Sitten daher kaum eine Wandlung erfuhren. —

Am vierten Tage, nachdem Braddon und die beiden Brüder unter der Führung Pierres Taos verließen, befand die Bevölkerung von Mooshahneh, der umfangreichsten der sieben Städte, sich in großer Aufregung. Von den höheren Plattformen aus, wo eine ungehemmte Aussicht über die öden Wüsten bis zu den fernsten Gebirgszügen hin sich vor ihnen eröffnete, hatten sie die Wanderer entdeckt und sich überzeugt, daß es Weiße, die nur in friedlicher Absicht kommen konnten. Wie sie unterschieden, führten sie drei beladene Packtiere mit sich. Gezwungen, lange Strecken dürren, steinigen Bodens zu überschreiten, wo nur spärliche Büschel harten Grases gegen das Verhungern schützten, außerdem aber Klüfte und Felsschluchten das Vordringen oft bis zur Unmöglichkeit erschwerten, hatten sie die Pferde in Taos zurückgelassen und ihre Ausrüstung auf zähere und genügsamere Maultiere zur Beförderung von Lebensmitteln wie der notwendigsten Lagergeräte beschränkt.

Die Gesinnungen, mit denen die Bewohner von Mooshahneh dem Eintreffen der Fremden entgegensahen, bekundeten sich darin, daß sie die Vorhöfe und Plattformen der verschiedenen Stockwerke in großer Zahl belebten. Freundliche dunkeläugige Frauen- und Mädchengesichter lugten neugierig über die Brüstungen und führten mit eigentümlich gedämpften Stimmen anscheinend wichtige Gespräche über den seltsamen Besuch. Kinder, wenn auch

jugendlichen Mutwillens voll, offenbarten dieselbe Zurückhaltung, die ihre Eltern charakterisierte, wogegen die Männer sich durch eine gewisse ernste Würde in Haltung und Wesen auszeichneten. Dazwischen saßen dann wieder gezähmte Truthühner und hie und da ein zum Haustier herabgewürdigter Adler, der wunderbaren Kolonie ein seltsames, beinahe märchenhaftes Gepräge verleihend.

Die Wanderer hatten, unter Zurücklassung der Maultiere, die am Fuße des Plateaus, beaufsichtigt von Hirten, etwas Gras fanden, sich auf einem steilen, vielfach gewundenen Pfade bis in die Nachbarschaft der Stadt emporgearbeitet, als einige junge Moquis sich ihnen zugesellten, sie im Namen Kiawes, des Häuptlings von Mooshahneh, willkommen hießen und zugleich die Führung übernahmen.

Oben eingetroffen, schritten die Gefährten eine kurze Strecke an der hohen Mauer bis zu einer Leiter hin, wo Kiawe sie erwartete. In einem Einschnitt der Brüstung der ersten Plattform stand er, eine schmächtige Gestalt, die, eine blau, schwarz und weiß gestreifte Decke malerisch um die Schultern geschlungen, in den regelmäßigen Zügen unzweideutige Befriedigung verriet. Neben ihm befand sich seine Tochter Tewani, ein Mädchen von höchstens siebzehn Jahren, welches sich durch eine besonders helle Hautfarbe auszeichnete und mit dem lieblich abgerundeten Oval des Gesichtes, der sanft gebogenen Nase, den kindlich neugierigen großen dunklen Augen und den blühenden Lippen sogar in den bevorzugten Kreisen einer weißen Bevölkerung als Schönheit gegolten hätte. Das Fremdartige ihrer Erscheinung erhöhte das weiche schwarze Haar, das, oberhalb der Brauen stumpf abgeschnitten, in leichten Wellen auf Schultern und Rücken niederfiel.

Wie alle Stammesgenossinnen, war sie mit einem schwarzen Wollrock bekleidet, der, oberhalb der Hüften durch einen gelben Gurt zusammengeschnürt, bis beinahe

zu dem schlanken Halse hinaufreichte, jedoch die runden Schultern und Arme unbedeckt ließ. Nach unten endigte er in einem gelben Besatz. Zwei Hände breit über die Kniee hinabreichend, verhüllte er zum Teil rötlich gefärbte Ledergamaschen, während die Füße in zierlich gestickten Mokassins steckten.

Nachdem auf der Plattform die erste Begrüßung stattgefunden und Pierre die Freunde auf beste Art vorgestellt hatte, führte Kiawe seine Gäste nach einer anderen Leiter, auf der sie das zweite Stockwerk erstiegen, worauf er sie durch eine schmale Thür in ein geräumigeres Gemach eintreten ließ. Ausgebreitete Schilfmatten und Decken luden zum Niedersitzen ein, während Tewani mit unvergleichlicher natürlicher Anmut und eigentümlicher Sittigkeit ein wohlschmeckendes Gebäck, das in der Form an ein Wespennest erinnerte, und Wasser herumreichte.

Wenn auch den Ansprüchen verwöhnter Weißen vielleicht nicht genügend, so war die Umgebung für die Freunde, zumal nach der mühevollen Wanderung durch die Wildnis, eine anheimelnde. Alles war staubfrei und sauber, die glatten Lehmwände, wie der feste Estrich. Von großem Ordnungssinn aber zeugte die Art, wie Bogen, gefüllte Köcher, Hirschgeweihe und Kleidungsstücke und seltsame Schmuckgegenstände ringsum aufgehangen waren oder sich auf Tragbrettern aneinander reihten.

So atmete alles anspruchslosen Wohlstand, geeint mit einer Behaglichkeit, die man am wenigsten bei diesem in tiefer Abgeschiedenheit lebenden merkwürdigen Volksstamm gesucht hätte, und die sich auch gerade wieder auf die gänzliche Abgeschlossenheit gründete.

Die erste Pflicht des Gastfreundes hatte der Häuptling erfüllt, als mehrere junge Moquis das Gepäck der Gäste hereintrugen und in einem Nebengemach unterbrachten. Eine wunderlich verzierte Tabakspfeife wurde

angezündet. Nachdem Kiawe nach den vier Himmelsrichtungen je ein Rauchwölkchen entsendet hatte, ließ er sie im Kreise herumgehen, für Tewani und Firefly eine Mahnung, durch eine Seitenthür tiefer in den einem Bienenstock ähnlichen Bau einzudringen. Sie waren kaum gegangen, als zwischen dem Häuptling und Pierre sich ein Gespräch entspann, das, ein Gemisch von Spanisch, Englisch und Moqui, in Begleitung der üblichen Zeichen, offenbar mit vollem Verständnis auf beiden Seiten geführt und von Pierre seinen jungen Gefährten übersetzt wurde.

„Mein Herz ist froh, dich wiederzusehen," hob Kiawe feierlich an, „drei Winter sind wir älter geworden, seitdem du den jungen Weißen nach Mooshahneh geleitetest. Franklin riefst du ihn. Sein Name lebt in meinem Kopf. Viel Wasser läuft in drei Jahren bergab. Menschen werden geboren und gehen ein in das Reich der Toten zu derselben Stunde. Wer kennt seinen letzten Tag?"

„Kein Sterblicher, Häuptling," ging Pierre bereitwillig auf dessen Redeweise ein, „und siehst du mich heute hier, so hat es eine ernste Veranlassung. Ich zeigte meinen Freunden den Weg. Sie sind gekommen, um dich über den Verbleib jenes Franklin zu befragen."

Kiawe betrachtete die Gesichter der jungen Männer eins nach dem anderen sinnend und bemerkte nach einer längeren Pause: „Was kümmert Franklin sie? Er war mein Gast. Er schlief unter meinem Dach viermal so viele Nächte, wie ich Finger an beiden Händen zähle. Er war mein Freund. Sein Herz war offen. Er redete viel. Ich hörte alles. Kein anderer sollte es erfahren."

„Gut, Kiawe, du bist ein Moqui. Die Moquis lieben die Wahrheit. Auch ich hasse die Lüge. Sage ich, diese jungen Männer sind Freunde und Verwandte Franklins,



sie kamen einen weiten Weg, um seine Fährten aufzusuchen und ihnen nachzugehen, so glaubst du mir."

„Weißt du, daß sie dich nicht täuschten?" fragte Kiawe noch immer mißtrauisch, „was sind Worte? Lege ein Zeichen vor, auf daß mein Unglaube schwindet."

„Leicht wäre es, könntest du lesen. Meine Freunde besitzen Papier, das trägt Worte, die keine Lügen sind. Was ich behaupte, ist ebenso wahr. Also mißtraue nicht länger. Erteile Auskunft über den Mann, den wir suchen. Es liegt in deiner Gewalt; ich höre es aus deiner Rede, lese es in deinen Augen."

„Was verlangen sie von jemand, der längst gestorben?" fragte Kiawe düster, „wer kann einem Toten helfen? Ein Toter kümmert sich nicht um Lebende."

„Und dennoch Häuptling: Will ein Toter mit Lebenden reden, so trägt er vor dem Sterben seinen Willen dem Papier auf. Franklins Freunde wollen wissen, ob er durch Schrift zu ihnen sprach."

Unter den gespannten Blicken seiner Gäste dachte Kiawe wieder ernst nach, bevor er begann: „Er hat zu seinen Freunden gesprochen. Was? Ich weiß es nicht. Seine Worte liegen weit von hier. Es ist eine große Schrift. Ein gesunder Mann geht in fünf Tagen dahin. Will mein Freund die Schrift suchen? Wollen die jungen Männer ihn begleiten?"

„Brauchten wir dreißig Tage, so wäre es uns nicht zu weit," versetzte Pierre mit wachsendem Eifer, „doch wer zeigt uns den Weg dahin? Der steinige Boden hinterläßt keine Fährte, und ohne Fährte kein Weg."

„Ich kenne jemand, der half das Papier verbergen. Es ist gut aufbewahrt. Kein Auge sieht es, kein Wasser stört die Schrift."

„Du selber, Freund Kiawe, kein anderer, und du selber wirst uns nach dem Versteck führen."

„Ich sagte zu Franklin, niemand soll es durch mich kennen lernen. Mein Versprechen ist wie der Felsen von Mooshahneh. Will er selber es durch Schrift verraten, bin ich zufrieden."

„Du warst zugegen, als er starb?"

„Ich bettete den Toten. Fanden die Apaches ihn und raubten seine Kleider, ist es nicht meine Schuld. Bleicht die Sonne seine Gebeine, fühlt er es nicht."

„Wie starb er?"

„Weiße folgten unseren Spuren. Sie waren listig. Sie erschossen ihn. Tewani und ich waren nach Wasser gegangen. Wir hörten den Knall. Ich sagte: „Das war Franklins Büchse." Wir kamen zu ihm, da lag er auf dem Gesicht. Die Kugel hatte seine Brust getroffen. Alles war fort. Die Ledertasche mit dem Gelde und den Papieren fehlte."

„So ist die für seine Freunde bestimmte Kunde verloren gegangen?" fragte Pierre zwar enttäuscht, jedoch dem Verlust keinen hohen Wert beilegend.

„Nein," versetzte Kiawe ebenso gelassen. „Wir hatten Merkmale entdeckt. Die sagten: Feinde folgen euch heimlich. Da gab Franklin Tewani ein Buch. Darin lag die große Schrift. Sie sollte es bei sich tragen. Er sagte: „Dem Kinde fügt keiner ein Leid zu." Er hatte große Furcht. Es war ein Glück. Sie raubten ihm alles. Das Buch mit den wunderbaren Zeichen war gerettet."

„Nachdem die Kugel ihn traf, lebte er noch?"

„Zwei Tage und drei Nächte. Ich und das Kind blieben bei ihm."

„Gab er dir besondere Aufträge?"

„Die Zunge war lahm; die Hand war stark geblieben. Sie zeichnete viele Worte in das Buch. Er gab es mir. Ich sollte es aufbewahren. Jemand würde kommen und nach ihm forschen. Er nannte meinen Freund Pierre."



„So nannte er den richtigen Mann, Häuptling!" rief Pierre triumphierend aus, „und was da drinnen geschrieben steht, das sollst du erfahren Wort für Wort, so wahr ich dich für den feinsten braunen Gentleman halte, der je, ohne getauft zu sein, eine Christenpflicht gewissenhaft erfüllte."

Kiawe erhob sich und trat in ein dämmeriges Seitengemach. Pierre kehrte sich den Gefährten zu, die während seiner Verhandlung mit dem Häuptling kaum ein Wort zu einander gesprochen hatten und gespannt des Ergebnisses harrten.

„Auf der richtigen Spur befinden wir uns also," bemerkte er zweifelnd, „ob's gelingt, die Hand auf die verlorene Schrift zu legen, soll erst erprobt werden."

„Ist's die richtige Spur, so sind wir die Männer dazu, sie festzuhalten," erwiderte Joachim mit seinem gewohnten zuversichtlichen Ungestüm, „trugen aber die kleinen Füße die hübsche Prinzessin, die damals noch Kind sein mußte, nach dem erwähnten Ort und wieder zurück, kann's auch uns nicht schwer werden, es ihr nachzuthun."

Pierre lachte herzlich.

„Und ich behaupte," versetzte er gutmütig spöttelnd, „daß mein guter Freund und Kamerad Joachim die liebliche Prinzessin mit begehrlicherem Blick betrachtet, als vielleicht je zuvor die feinste weiße Lady, oder ich müßte seit unserer Ankunft hier mondblind geworden sein."

Joachim verscheuchte einen Anflug von Verlegenheit durch sorgloses Auflachen und erklärte freimütig: „So sahen Sie nicht mehr, als ich offen einräume. Deuteten Sie aber die dem reizvollen jungen Wesen gezollte Teilnahme als Begehrlichkeit, so dürfen Sie nicht übersehen, daß ich zu jener Sorte von Künstlern zähle, die keiner auffällig anmutigen Erscheinung begegnen, ohne den Wunsch erwachen zu fühlen, sie im Bilde zu besitzen."

„Und ich," beteiligte Braddon sich an dem Gespräch, „ich bin in Zweifel, was ich mehr wünschen soll: das wunderbare Kind auf dem grauenhaften Wege mit uns einherschreiten zu sehen, oder es hier in Mooshahneh gut aufgehoben zu wissen."

„Begleitet die Kleine ihren Vater in der That, was kaum glaublich," meinte Raimund erregt, „und trägt sie das Ihrige zur Erfüllung unserer Hoffnungen bei, dann soll es ihr gelohnt werden, und zwar fürstlich, wie sie es schon allein um des armen Franklin willen verdient."

Eine Erwiderung schwebte Pierre auf den Lippen, als der Häuptling eintrat und sich in ihrem Kreise niederließ. In der Hand hielt er einen in pergamentartig gegerbtes Leder eingeschlagenen Gegenstand; den als Verschluß dienenden Riemen lösend, zog er ein abgegriffenes Notizbuch hervor und überreichte es Pierre. Dieser gab es Braddon, der es öffnete und auf der ersten Seite las: „Franklin Tracy." Unter den erwartungsvollen Blicken der dicht neben ihn hin gerückten Brüder durchblätterte er es bis zu der Stelle, wo die Anmerkungen über unerhebliche Vorkommnisse endigten. An diese schlossen sich Blätter mit zusammenhängenden Mitteilungen an, zu deren Niederschreiben der noch in der kleinen Lederschleife steckende Bleistift gedient hatte. Offenbar mit unsicherer Hand oder in unbequemer Lage verfaßt, waren die Zeilen doch leicht zu entziffern, und so las Braddon langsam vor, Pierre hin und wieder Muße gönnend, dem Häuptling einzelne Hauptsachen zu verdeutlichen: „Was soll ich klagen, wenn es keine Hilfe mehr für mich giebt? Rettungslos bin ich verloren. Durch die von einem gewissen John Kelly meuchlings entsendete Kugel hingestreckt und ein sicheres Ende vor Augen, benutze ich die letzten Stunden, zunächst meinen opferwilligen Freund Kiawe gegen den möglicherweise hinterlistig geschürten Verdacht zu schützen, daß er

es gewesen, der mir nach dem Leben trachtete. Ausdrücklich erkläre ich, daß er und seine kleine Tochter, die nie von des Vaters Seite weicht, mich getreulich als Führer auf dem vermeintlich sicheren Wege nach der Zunistadt begleiteten, dann aber, nachdem ich niedergeschossen worden, mit einer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit pflegten, die ich nicht hoch genug preisen kann. Hätte der Schurke besser gezielt, so wäre mir die lange Qual erspart geblieben; allein ich gedenke derer, denen diese Aufzeichnungen vielleicht noch einmal dienen, und bescheide mich. Doch wie soll ich meinem Bruder, dessen junger Frau und deren Angehörigen die unter endlosen Todesgefahren entworfene Karte zugänglich machen, ohne die Möglichkeit heraufzubeschwören, daß sie dennoch meinem Mörder in die Hände fällt? Ich ahne es nicht. Als ein Glück betrachte ich, daß ich selber sie nicht bei mir trug. Meine Papiere erbeutete der Verräter, während ich besinnungslos dalag, aber die Karte ist gerettet. Möge sie zum Schluß in den Besitz derjenigen übergehen, denen ich sie bringen sollte, und mir dadurch ein freundliches Andenken gesichert werden. Ich fürchtete von jeher den Tod — seltsam: jetzt, da ich ihm ins Auge blicke, schreckt er mich nicht mehr — ich verliere den Faden — die Schwäche und Atemnot — der unauslöschliche Durst — wie der edelgesinnte Häuptling mich während des Schreibens unterstützt, die herzige Kleine mich traurig betrachtet und meine trockenen Lippen befeuchtet! Vermöchte ich doch des Himmels reichsten Segen für alle Zeiten auf ihre Häupter herabzubeschwören. Mit Kiawe traf ich das Uebereinkommen, die Karte nicht mit fortzunehmen. Es quält mich der Gedanke, John Kelly möchte, nach Prüfen seiner Beute enttäuscht, den beiden treugesinnten Menschen nachstellen, sie nicht nur berauben, sondern auch Tochter und Vater an Leib und Leben schädigen. Ich schenke ihm meine Büchse, um sich auf dem Wege heimwärts besser

verteidigen zu können. Er behauptet, überall sicher zu sein, die Apaches nicht zu fürchten — ich liege in einer Aushöhlung der schroffen Felswand, wo hinauf sie mich unter unsäglicher Mühe schafften. Kühler Schatten umringt mich. Ein von der Deckschicht heruntergebrochener Felsblock liegt, die glatte Seite nach unten, vor mir. Ich betrachtete ihn lange. Mit der mir zugekehrten Kante ruht er auf einem Trümmerstück, so daß man auf Armeslänge unter ihn zu greifen vermag, und daran knüpfe ich meinen Plan. Ich kann ihn ohne Gefahr des Verrates niederschreiben. Denn wer außer Kiawe und dem sanftmütigen Kinde wäre befähigt, diese Stelle wieder aufzufinden? Meine Kräfte sind erschöpft. Ist es mir vergönnt, noch einige Zeilen anzufügen? — — —"

Und weiter hieß es, offenbar nach einer längeren Pause mit scharf ins Auge fallender erhöhter Unsicherheit niedergeschrieben: „Es ist geglückt. Zwei schwache Menschen vollbrachten ein Werk, das zu beseitigen es einer Anzahl Männer bedürfte. Tewani, die engelhafte Kleine, besitzt ungewöhnlichen Scharfsinn. In den Wochen meines täglichen Verkehrs mit ihr gelang es mir leicht, sie so weit mit den notwendigsten englischen Ausdrücken vertraut zu machen, daß eine Verständigung zwischen uns kaum noch Schwierigkeiten bereitet. Trotz des Schwindens meiner Kräfte erwähne ich dies ausführlich, damit diejenigen, die zu mir gehören, im Falle es ihnen beschieden ist, diese aus dem Grabe emporgesendeten Worte zu lesen, sie ebenso lieben und ehren, wie es von meiner Seite geschah. Es ist, als ob ihr Anblick meine Qualen lindere. Wie eine kleine Heilige erscheint mir diese inmitten grauenhafter Wüsten sich erschließende liebliche Blume. Gott segne sie tausendfach!

Als ich meinen Plan vor ihr enthüllte, begriff sie mich sofort. Dann bedurfte es nur der Andeutung, daß



sie, bis auf den stützenden, schwer belasteten Stein, alle kleineren Trümmer unter dem Felsblock forträumte und zum Schluß die Bodenfläche mittels des befiederten Schaftes eines dem Köcher ihres Vaters entnommenen Pfeiles säuberte. Dabei entdeckte sie eine Vertiefung, in der ihre beiden Hände nebeneinander Platz fanden. Mit rührendem Eifer umwickelte sie die zusammengefaltete Karte mit dem Leder einer ihrer zerschnittenen Gamaschen, sorgfältig ein Paketchen herstellend, welches die Vertiefung gerade ausfüllte. Kiawe hatte unterdessen zwei geeignete Stücke Treibholz aus dem Bach heraufgeholt. Während er diese als Hebel benutzte, zog Tewani mittels eines darum geschlungenen Riemens den bis dahin stützenden Stein hervor. Der Block drängte den gelockerten Hebel zurück und ich hatte die Genugthuung, zu sehen, daß er sich der Bodenschicht so fest anschloß, als wäre er mit ihr verwachsen.

Wie das Schreiben mich wehmütig erregt und die Schmerzen abstumpft; ist mir doch, als spräche ich zu fernen lieben Menschen, die unsichtbar mein hartes Sterbelager umstehen — die Karte ist in Sicherheit. Wird sie jemals wieder zu Tage gefördert werden? Jedenfalls bleibt sie auf Jahre hinaus gegen Nagetiere und Feuchtigkeit geschützt. Unmöglich ist nicht, daß sie für Bruder Sidney überflüssig geworden, weil er eine zweite anfertigte, was ich aber bezweifle. Er war zu unruhig, riet mir zu dringend, die mir anvertraute Karte wie mein Leben zu behüten und zu verteidigen. Geht ihm alles verloren und gelingt es nicht, unsere Entdeckung auszunutzen — auch er kann hinterlistigen Verrätern zum Opfer fallen — so nehme ich wenigstens die Beruhigung mit von dannen, daß unseren Verfolgern die Quelle verstopft worden, aus der sie über Raub und Mord hinweg zu schöpfen gedachten.

Sucht ein sich als berechtigt Ausweisender nach meinen

Spuren und sie führen ihn nach Mooshahneh, so wird der ehrliche Kiawe ihm diese Mitteilungen vorlegen und den Weg bis ans Endziel zeigen — er versprach es mir — schrecklich! Wie könnte alles so viel anders sein! Anstatt gemeinschaftlich mit Bruder Sidney und den Unsrigen einer goldenen Zukunft entgegenzugehen, liege ich todwund da. Wie Gott will. Ich erstrebte das Beste; glückte es nicht, so war es der Wille eines grausamen Geschickes. Und zu bedenken, daß wir uns nur noch zwei Tagreisen von der Stadt Zuni befanden, wo ich einer guten Aufnahme sicher war! Allein hinter uns lechzte nach Blut der Auswurf der Menschheit, der uns von der ursprünglichen Richtung abdrängte, Verworfene, die nur zu genau wußten, wie hoch der Preis, um den sie unschuldigen Menschen hartnäckig nachstellten.

Ich flehe den Himmel an, daß ein durch meinen Tod versöhntes Geschick diese meine letzten Worte nebst Karte Bruder Sidney in die Hände spielt. Ich grüße ihn aus vollem Herzen, auch seine Frau, von der er mir so viel Gutes und Schönes erzählte und durch die er so glücklich geworden. Ebenso die kleine Monika, die er mir zur Frau bestimmte. Endlich grüße ich noch alle, die treu zu uns standen, so auch den warmherzigen Pierre Durillon, und setze voraus, daß, wenn das Recht schließlich triumphieren sollte, er, mein Freund Kiawe und seine liebliche Tochter nicht leer ausgehen.

Seitdem ich dies niederschrieb, fühle ich mich erleichtert. Wie eine Ahnung durchzittert es mich, daß die mich beseelenden Hoffnungen dennoch einmal verwirklicht werden. — — —

Ich rastete, fand aber keine Ruhe. Um nicht wilder Verzweiflung zu verfallen, schreibe ich mit letzter schwindender Kraft weiter, ohne zu wissen, was —

Zwei Tage liege ich nunmehr schon als rettungslos

Verlorener da. Kein Arzt könnte mir helfen. Es könnte aber auch kein anderer Sterblicher sorgfältiger um mich bemüht sein, als Kiawe und die liebe Kleine. Man nennt sie mißächtlich braune Menschen, zählt sie zu den gottlosen Heiden; doch wo fände man bessere, mitleidigere Herzen! Wie lange wird der Tod mit seiner Erlösung noch auf sich warten lassen! Weit kann er nicht mehr sein. Obwohl sterbensmatt, fühle ich kaum noch Schmerzen. Es soll ein Zeichen des nahen Endes sein. So jung und voll frohen Lebensmutes und scheiden zu müssen — es ist hart, aber unabänderlich — und ich hätte noch so viel zu schreiben, allein die Hand versagt mehr und mehr ihren Dienst. Auch fürchte ich, daß Fieberphantasien meine Gedanken häßlich verwirren. Gute Nacht daher zu euch allen, die ihr meiner freundlich gedenkt; gute Nacht zu euch, die ihr im hellen Sonnenschein wandelt, während ich selbst in öder Wüste an einsamem Ort zu Staub und Asche werde. Mögen die Nachkommen meines teuren Bruders stets auf ebenen Wegen wandeln und unseren Namen, dessen einzige Träger wir beide, neu aufleben lassen — — es wird dunkel um mich her — oder die Augen trüben sich — Tewani — bleibe bei mir — wirre Bilder beängstigen mich — ein Strahl hellen Lichtes — eine holde Gestalt neigt sich mir zu — Monika, hätte ich dich nur einmal gesehen — Monika, wer trägt dir die letzten Grüße eines Unbekannten zu, meinen Wunsch für dein Glück, dein Wohlergehen — Tewani — mein Schutzgeist — Tewani — Tewani —" Hier war die Hand offenbar erlahmt und im Tode erstarrt. Eine unregelmäßige Wellenlinie bildete den Schluß.

Nachdem Braddon die Schrift zu Ende gelesen hatte, trat Schweigen ein. Alle befanden sich zu sehr unter dem Eindruck des zu ihrer Kenntnis Gelangten, um die dadurch erzeugte Stimmung leicht zu besiegen. Es bewegten

sie Empfindungen, als ob sie eben von dem noch offenen Grabe eines teuren Verstorbenen fortgetreten wären. Wehmut durchwob ihre Betrachtungen über die unbarmherzige Schicksalsfügung, durch die auch nicht ein einziger der aufgezählten treuen Wünsche sich verwirklicht hatte. Statt des Auflebens des Namens war dessen letzter Träger ebenfalls ins Grab gesunken, ihnen selbst aber eine Aufgabe erwachsen, von der unabsehbar, ob sie nicht auch ihnen zum Verderben gereiche. Es war, als hätten böse Erdgeister allen gezürnt, die damit umgingen, die von ihnen seit Tausenden und aber Tausenden von Jahren in finsteren Schachten gehüteten Schätze ans Tageslicht zu fördern und als Mittel zu Lug und Trug über den ganzen Erdball zu zerstreuen. Aber wie eine Lichtgestalt erhob sich dazwischen Tewani, die des Sterbenden letzte Grüße in Empfang genommen hatte und der durch ihn eine warme Stätte in aller Herzen bereitet worden war. —

Pierre hatte unterdessen den Häuptling über etwa noch Zweifelhaftes ausgiebig belehrt, um von ihm zu hören, daß er bereit sei, ihn und seine Freunde dahin zu geleiten, wo Franklin seinen letzten Atem aushauchte. Wie früher, sollte Tewani auch dieses Mal ihm zur Seite bleiben. Den erhobenen Einwänden gegenüber berief er sich darauf, daß sie, seine einzige Angehörige, nimmermehr von ihm weiche, gleichviel, welchen Weg er einschlage; außerdem hob er hervor, daß ihre jungen Augen zuverlässiger seien, als die eigenen. Auf seinen Ruf eilten Firefly und Tewani herbei. Ohne Ueberraschung oder eine Regung des Zweifelns vernahmen sie, daß die Reise nach dem Grabe Franklins für sie mit beschlossen sei. Sie kannten es nicht anders, als Freude und Leid, Entbehrungen und Gefahren mit denjenigen zu teilen, zu denen sie hingebend emporsahen und in deren Händen gewissermaßen ihr ganzes Erdenlos ruhte.

Als die Reisegefährten sich erhoben, um von der Plattform aus den Untergang der Sonne zu beobachten, wurden sie eines Moqui ansichtig, der während des letzten Teils der Verhandlungen zu ihnen hereingeschlichen war. Jetzt stand er regungslos in einem schattigen Winkel, von wo aus er die Anwesenden anscheinend teilnahmlos betrachtete. Ließ sein stumpfer Blick argwöhnen, daß die Dämonen des Irrsinns seinen Geist knechteten, so wurde dieser Verdacht durch sein ganzes Aeußere bestätigt. Abweichend von der Sitte der Stammesgenossen, hatte er sein Gesicht mit fingerbreiten schwarzen Strichen gefärbt, die gitterähnlich von der Stirn bis zum Halse hinunter liefen. Ein Busch Truthahnfedern war mit dem kurzen rot umwundenen dicken Zopf vereinigt, der, vom Hinterkopf niederfallend, eine Art Nationaltracht aller städtebauenden Eingeborenen. Die um die Schultern geschlungene schwarz und rot gestreifte Decke verhüllte den nackten Oberkörper, zugleich alle Bekleidungs- und Schmuckgegenstände, die von einer erkrankten Phantasie zeugten. Nur das breite glänzende Blatt eines Beils, das er auf der Brust in den verschränkten Armen hielt, ragte aus den wolligen Falten hervor. Während die jungen Männer seiner Erscheinung erhöhte Aufmerksamkeit schenkten, sahen Kiawe, Tewani und Firefly über ihn wie über einen toten Gegenstand hinweg. Für sie war er auf Grund seines Irrsinns eine Persönlichkeit, deren wunderlichem Treiben kein Hindernis in den Weg gelegt werden durfte.

„Ich kenne ihn von früher her," erklärte Pierre den Gefährten, „mit dem Stumpfsinn eines drehkranken Hammels eint er die Schlauheit eines Fuchses. Abwechselnd wohnt er in einer der sieben Städte, wo ihm jede Thür offen steht und überall der Tisch für ihn gedeckt ist. Dann streift er wieder monatelang in der Wildnis umher, wo sogar die tierischen Apaches in ihm einen großen

Mann erblicken und ihm Gastfreundschaft erweisen. Da kein anderer sich um ihn kümmert, rate ich euch ernstlich, ihn ebenfalls nicht zu beachten. Gilt er hier für durchaus harmlos, und behandelt man ihn wie ein Kind, so steckt in solchen Verrückten doch zuweilen der Teufel, der durch irgend einen Zufall wachgerüttelt werden kann."

In diesem Augenblick trat Tewani vor den Irren hin. Eine Art Instinkt mochte sie darüber belehren, daß seine Anwesenheit die Fremden störte; denn sie raunte ihm einige Worte zu, auf die er plötzlich kleiner zu werden schien, mit eigentümlich schleichenden Bewegungen auf die Plattform hinaus trat und dort durch eine Art Fallthüre in das Erdgeschoß hinabstieg. Damit war er vorläufig vergessen. —

Die Tage, welche die Reisenden in Mooshahneh verbrachten, bevor sie die Wanderung durch die Kies- und Felsenwüste mit erneuten Kräften antraten, entschwanden ihnen in dem lebhaften Verkehr mit den harmlosen, beinahe träumerisch stillen Bewohnern wie im Flug. Es ergötzte sie, unter Tewanis Führung den Irrgängen in dem merkwürdigen Felsennest nachzufolgen, bald hier, bald dort in freundlich belebten Räumen willkommen geheißen zu werden, oder auf dem umschlossenen Platz dem wunderbaren Treiben des regsamen Menschenschlages zuzuschauen. Doch wohin sie sich wenden mochten: immer wieder begegneten sie dem Irren, der durch ihre Anwesenheit in der Stadt, namentlich den zwanglosen vertraulichen Verkehr mit Tewani offenbar beunruhigt wurde und seinem Unmut durch Singen, Trommelschlag oder Blasen auf einer Rohrklarinette Ausdruck verlieh. Dann hörte man ihn nur. Er selbst hatte sich in irgend einen versteckten dunklen Raum zurückgezogen.

Wie in dem labyrinthischen Inneren der grauen Terrassenstadt bewunderten die Freunde auch in den Gärten

die scharf ausgeprägte Hinneigung ihrer Gastfreunde zu friedlichem Schaffen, zur Dienstbarmachung der örtlichen Verhältnisse. Wo die Bodengestaltung es ermöglichte, waren kleine Felder und Gärten angelegt worden, in denen Bohnen, Mais und Kürbisse üppig gediehen und Pfirsichbäume in Fülle reichen Ertrag lieferten. Wenn aber die dörrenden Winde und Regenmangel die Fruchtbarkeit des zum Teil mühsam gewonnenen Erdreichs beeinträchtigten, dann wurde dieser Uebelstand durch künstliche Bewässerung ausgeglichen, die man mittels dünner Holzröhren von den hochgelegenen Quellen und Zisternen her bewirkte. Oft schweiften ihre Blicke auch von den obersten Plattformen aus nach den benachbarten hochragenden Schwesterstädten hinüber, von denen tiefe Schluchten und zerklüftete, meist unzugängliche Abhänge sie trennten. Zahlreiche Herden, fast ausschließlich schwarze Schafe, weideten hie und da in der Tiefe auf schmalen Wiesenstreifen oder zwischen Geröll und aufstrebenden Kieshügeln, überwacht von scheuen Hirten, die an ihren grellfarbig gestreiften Decken weithin erkennbar.

Die Richtung nach der Stelle, wo Franklin Tracy sein Ende gefunden, hatte Kiawe seinen Gästen genau bezeichnet. Ein langer, ein rauher Weg war es bis dahin. Ahnungsvoll spähten sie hinüber. Wer sagte ihnen, welcher Art die Erfahrungen sein würden, denen sie dort begegnen sollten?

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Im Flußbett des San Juan.

Die Nachmittagssonne brannte erhitzend auf das bereits durchglühte Gestein nieder, als die zu einer mühevollen Wanderung vereinigten Freunde ihren Weg am San Juan, einem dem Großen Colorado zuströmenden

Flüßchen hin verfolgten. Mehrere Tage waren seit ihrem Aufbruch von dem gastlichen Mooshahneh verstrichen und langsam bewegten sie sich auf dem hohen Felsenufer einher, wo ein nur schwach ausgetretener Wildpfad sich zwischen den vielfachen Hindernissen hindurchwand.

Vorauf gingen Pierre und Kiawe. In kurzen Abständen folgten Joachim und Tewani, und endlich Braddon, Raimund und Firefly mit den drei beladenen Maultieren. Bis auf den Häuptling, der nur mit Bogen und Pfeil bewaffnet, trugen die Männer Büchsen auf den Schultern, Beil, Messer und Revolver im Gurt, wogegen Tewani und Firefly beim Gehen sich eines längeren Stockes bedienten. Eine halbe Stunde und länger waren sie unter dem Druck der Sonnenglut schweigend einhergeschritten, als Kiawe sich mit den Worten an Pierre wendete: „Die Tiere sind hungrig," und stehen bleibend, wies er auf einen nahen Kiesabhang, wo die von der Hitze gebleichten Grasbüschel etwas dichter standen, „Besseres finden wir nicht."

„Recht so, Häuptling," erwiderte Pierre und ließ die Büchse vor sich niedergleiten, „wir nehmen's, wo es uns geboten wird, oder es ist um die armen Bestien geschehen, bevor wir an Heimkehr denken dürfen."

Die übrigen waren herangekommen. Die vorgeschlagene Rast wurde von allen willkommen geheißen. Eine kurze Bewegung folgte, dann rupften die abgezäumten Tiere eifrig zwischen den nahrungslosen Halmen. Während Kiawe, Raimund und Firefly die von dem Gepäck gelösten Kürbisflaschen ergriffen, um von dem Fluß frisches Wasser heraufzuholen, übernahmen die Zurückbleibenden die Wache bei den Tieren. Durch Kiawe gewarnt, stellten Pierre und Braddon sich hart am Uferrande auf, von wo aus sie die mühsam abwärts Kletternden im Auge behielten und im Fall der Not zu verteidigen vermochten.

Tewani und Joachim erstiegen eine nahe Bodenerhebung, wo ihnen eine freie Aussicht über die weitere Umgebung geboten war.

Oben eingetroffen, sah Joachim um sich. Wohin er sich wenden mochte: ringsum dehnte die öde Wüste, ein wahres Bild des Todes, sich in ihrer ganzen trostlosen Starrheit aus. Kiesflächen wechselten mit massiven Gesteinslagen, überragt von barock verwitterten Plateauresten, Monolithen und vulkanischen Wällen. Von Leben keine Spur. Den öden Eindruck erhöhten vereinzelte Yuccas mit ihren bajonettähnlichen Blättern und die zerstreut stehenden, in einen Mantel von Stacheln gehüllten Kakteen der verschiedensten Art. Ein freundlicheres Bild suchend, kehrte er sich Tewani zu, deren dunkle Augen mit einer eigentümlich sanften, beinahe melancholischen Spannung an seinen Lippen hingen.

Sinnend betrachtete er das sammetweiche bräunliche Antlitz; dann fragte er mit herzlicher Teilnahme: „Tragen deine schmalen Füße dich noch weiter über das scharfe Gestein?"

Wie ein Sonnenstrahl flog es über Tewanis Züge. Zuerst den einen, dann den anderen der durch stark besohlte Mokassins geschützten Füße streckte sie ein wenig vor, wobei sie, wie ein Geheimnis verratend, schüchtern bemerkte: „Das Gestein fühle ich nicht. Die Pfade nach Mooshahneh hinauf sind steil. Die Schafe springen von Stein zu Stein. Ich lernte es von ihnen."

Sie breitete ihre Decke auf einer ebeneren Fläche aus und fuhr in ungekünsteltem Schmeichelton fort: „Raste du selber deine Füße. Es erleichtert den Weg. Dir fehlt ein Pferd. Die Weißen reiten gern. Das Gehen ermüdet sie. Lege mein Freund sich auf die Decke," und nachdem er ihrer Aufforderung Folge geleistet hatte, setzte sie sich zu ihm.

Joachim, wie der Einwirkung eines fremdartigen Zaubers nachgebend, strich das weiche Haar von ihrer Stirn zurück. Anscheinend unter dem Einfluß eines unendlichen Behagens schloß Tewani die Augen halb; um den fein geschnittenen Mund spielte ein rührendes Lächeln.

„Du bist immer sorglich und gefällig," sprach er kosend, „wie oft soll ich's wiederholen: Ich bin nicht gewohnt, mich von Frauen bedienen zu lassen, wie die braunen Jäger auf der anderen Seite der großen Berge," und etwas lebhafter erwiderte Tewani: „Vier Tage und fünf Nächte blieben unsere Freunde in Mooshahneh. Sie halfen in den Gärten; sie tränkten die durstigen Bäume und Kürbispflanzen. Soll ich unseren Freund nicht bedienen? Franklin wohnte lange bei uns. Von ihm lernte ich viel. Ich lernte sprechen. Ich rede zu dir und du verstehst mich. Soll ich meinen Freunden nicht gefällig sein?"

Aufmerksam lauschte Joachim den hin und wieder stockend hervorgebrachten und durch bezeichnende Handbewegungen ergänzten süß klingenden Worten. Angesichts des charakteristischen Bildes natürlicher Anmut und holder Unschuld beschlich ihn die Empfindung, als ob er in einen Traum versetzt worden wäre, aus dem ihr plötzliches Schweigen ihn der Wirklichkeit zurückgab. Ihren kindlich fragenden Blicken begegnete er daher mit den Worten: „Du heißt Tewani, das ist der Morgen, und mit Recht. Denn ein klarer Frühlingsmorgen könnte nicht milder strahlen als deine Augen. Sehe ich hinein, meine ich, deine Gedanken zu lesen."

Tewani lächelte zweifelnd. Sie hatte den Sinn seiner Bemerkung nicht verstanden, setzte sich indessen leicht darüber hinweg und sprach zutraulich: „Mein Freund Joachim ist ein großer Zauberer. Er zauberte Mooshahneh auf das Papier. Jede Leiter erkannte ich. Auch meinen

Vater und einige Moquis. Er ist sehr gut. Er will Mooshahnely in seiner Heimat betrachten. Er liebt die Moquis. Er will sie um sich haben."

„Kein Zauber, Tewani, sondern eine Gabe, wie solche von der Natur planlos verteilt werden," erklärte Joachim, und des holden Kindes Wunsch erratend, holte er das Skizzenbuch hervor. Eine Weile blätterte er in demselben, und es auf die emporgezogenen Kniee legend, begann er mit flüchtigen Strichen die in seinem Gesichtskreise befindliche malerische Gruppe der erloschenen San Francisco-Vulkane zu entwerfen.

Während er seine Arbeit mit heiteren Bemerkungen begleitete, saß Tewani regungslos. Die Blicke beinahe starr auf die unter seiner Hand hervorgehenden Linien gerichtet, schien sie zuweilen den Atem anzuhalten, als hätte sie befürchtet, durch irgend eine Kundgebung das Entstehen der ihr seit frühester Kindheit vertrauten Scenerie zu beeinträchtigen.

Die Sonne brannte unterdessen mit etwas gemilderter Glut auf die traurige Einöde nieder. Kein Laut ließ sich vernehmen. Es fiel das Surren vereinzelter Käfer und großer Wespen mit dem gedämpften Brausen zusammen, das aus dem tiefen Felsenbett von dem ungestüm einhersprudelnden San Juan emporgesendet wurde und sich kaum von den Stimmen Braddons und Pierres unterschied, die argwöhnisch in die Schlucht hinabspähten.

Längere Zeit verstrich, als Kiawe, Raimund und Firefly wieder oben eintrafen und die gefüllten Kürbisflaschen herumreichten. Mitleidig beobachteten alle die Maultiere, die unruhig von Grasbüschel zu Grasbüschel schritten.

„Wie gern möchte ich meinen Anteil an sie abtreten," meinte Joachim, der in Tewanis Begleitung herzutrat.

„Sie werden bald genug nach Herzenslust trinken,"

versetzte Pierre ungewöhnlich ernst, „wie der Häuptling mir anvertraute, bringt der Marsch einer halben Stunde uns an eine Stelle, wo das Abwärtssteigen nicht auf unüberwindliche Hindernisse stößt."

„Und wenn wir unten sind?" fragte Braddon nachdenklich.

„Dann suchen wir zunächst die Höhle mit dem Felsblock auf."

„Wie aber gelangen wir wieder nach oben?" wendete Braddon abermals ein, „ich fürchte, die notleidenden Tiere leisten es nicht mehr."

Joachim lachte. Wie Pierre, beschäftigte auch er sich mit der Gegenwart, bevor er in die Zukunft hinaus dachte.

„Wir sind noch nicht unten," warf er sorglos ein, „nachher machen wir das Beste davon."

„Und halten die Augen offen," fügte Pierre hinzu, „und dem Häuptling seh' ich's an: es schwebt Ungehöriges in der Luft."

„Ungehöriges," bestätigte Kiawe ausdruckslos, das ihm bisher fremde Wort schnell auffassend; „der Fluß hat wenig Wasser. Viel feuchter Sand da unten. Schreitet ein Mann darüber hin, sieht man seine Fährte. Ich ging eine Strecke stromaufwärts. Ich entdeckte Fußspuren. Kosnina- und Tonto-Apaches gingen da. Es sind viele gewesen. Sie sind hungrige Wölfe. Sie umschwärmen uns. Hier oben ist's gefährlich. Zu viele Erdspalten. Aus jeder Regenfurche mögen sie Pfeile auf uns schießen. Sie lieben Maultierfleisch. Tiere mit Pfeilen zwischen den Rippen können nicht gehen. Sie müssen zurückgelassen werden. Der Apache wartet darauf. Unten zwischen den Felswänden sind wir sicher. Da finden wir Höhlen. Sitzen wir darinnen, gebrauchen wir die Büchsen. Mein Bogen ist stark; die Pfeile spitz. Wir schießen zehn, dreißig Feinde tot, und der Weg ist frei."

„Keine rosigen Aussichten," bemerkte Raimund gleichmütig.

„Ob rosig oder aschgrau," versetzte Pierre mit einer gewissen Entschiedenheit, „durch müssen wir, und wollten alle Apaches der Welt uns den Weg streitig machen. Deute ich Kiawes Zeichen richtig, so mahnt er zur Eile."

Hier endigte das Gespräch. Die Maultiere wurden aufgezäumt, die Schlösser an den Schußwaffen geprüft, und weiter ging es, in der gewohnten Ordnung, nur daß Joachim und Pierre den äußersten Rand des Schluchtufers hielten, von wo aus sie das Flüßchen von einer Biegung zur anderen zu überblicken vermochten.

Zu der voraus bestimmten Zeit erreichte der kleine Zug einen Punkt, wo das Flußbett allerdings bedeutend tiefer lag, der Höhenunterschied hingegen dadurch ermäßigt wurde, daß eine Nebenschlucht mit ihrer Mündung gegen achtzig Fuß tief hinunterreichte. Ursprünglich eine Rinne, hatten Wolkenbrüche und Schneegewässer sie im Laufe der Zeit erweitert, mit unwiderstehlicher Gewalt Kies und Geröll gelöst und hinabgespült oder auf dem zerrissenen Abhange selbst abgelagert. Ein Pfad wand sich daselbst im Zickzack hinunter. Auf eine lange Strecke die einzige Zugangsstelle zum Wasser, war er von Wild und Eingeborenen allmählich breit ausgetreten worden, so daß er sogar für Pferde oder Maultiere erträglich gangbar.

Anfänglich kostete es Mühe, die Tiere auf die abschüssige Bahn zu schaffen. Dann aber sich selbst überlassen, folgten sie bereitwillig und vorsichtigen Schrittes ihrem Instinkt, der sie über die Nähe des Wassers belehrte.

Oben auf der Ebene war es still und öde geworden. Kaum aber war Pierre, der den Zug beschloß, gegen fünfzig Ellen tief hinabgelangt, als auf der Stätte, welche die Wanderer eben verlassen hatten, es sich unheimlich zu regen begann. Aus derselben gewundenen Regenschlucht,

die weiter abwärts leicht zugänglich, tauchten mehrere schwarz und struppig behaarte Häupter empor. Kurze Zeit lauschten sie argwöhnisch; dann schlüpften zwölf oder vierzehn Mitglieder der wildesten Apachestämme dem Uferrande des San Juan zu. Unansehnliche Gestalten waren es mit dunkelbraunen häßlichen Gesichtern und kleinen tückisch funkelnden Augen. Ihre Bekleidung beschränkte sich auf Lederfetzen und Reste zerrissener Navahoedecken, die, wo sie überhaupt vorhanden, lose um die hageren sehnigen Oberkörper schlotterten. Im übrigen nackt, hatten sie nur die Füße durch wildlederne geschäftete Mokassins geschützt. Als Waffen führten sie kurze Bogen und Pfeile in Bündeln oder Lederköchern, deren zierlich geschlagene, in den Wunden zurückbleibende Karneolspitzen sie um so gefährlicher machten.

Auf dem Ufer warfen sie sich nieder und glitten mit Katzenbewegungen so weit vor, daß sie eben in die Schlucht hinabsehen und die Wanderer auf ihrem beschwerlichen Marsch überwachen konnten. Erst nach einer Weile, als sie durch Zeichen verkündeten, daß die Gefahr des Entdecktwerdens nicht walte, folgte Sykes, die Büchse neben sich tragend, ihnen nach. Vorsichtiger schlossen in mäßiger Entfernung, ebenfalls mit Büchsen bewaffnet, John Kelly und Bill Green sich ihm an. Wie jene, trugen auch sie auf dem Rücken in Sackform zusammengeschnürte Decken mit dem Eßbedarf. Zögernd gesellten sie sich den Spähern zu. Dann aber blickten sie den in der Tiefe zwischen Geröllblöcken sich Hindurchwindenden mit einem Ausdruck nach, daß man sie mit leichenschänderischen Hyänen hätte vergleichen können.

Um was es sich handelte, als Braddon und seine Freunde die Reise nach den Moquistädten und in die Wüste hinein unternahmen, wie Maurice für sie auskundschaftete, errieten sie leicht. Ihre erste Vermutung wuchs



indessen zur Ueberzeugung, als sie unter Kiawes und seiner Tochter Führung die Richtung nach der Stätte einschlugen, wo Franklin durch die Hand Kellys gefallen war. Was diesem aber mit den beiden verbrecherischen Genossen allein unmöglich gewesen wäre, das übertrugen sie mit teuflischer Berechnung den tierischen Wilden, die sich durch Sykes Vermittelung gegen kaum nennenswerten Entgelt zu jeder finsteren Handlung bereit finden ließen.

Solange die von ihnen beobachtete Gesellschaft mit den Hindernissen auf dem Abhange und den unten angehäuften Felstrümmern kämpfte, verhielten sie sich ruhig. Aber ihre Raubgier und Mordlust steigerten sich in dem Vorgefühl, binnen absehbarer Frist, ähnlich hungrigen Schakals, sich um das Fleisch der schwer tragenden Maultiere zu schlagen.

Erst nachdem die Reisenden an dem Flüßchen eingetroffen waren, die Tiere ihren Durst gestillt hatten und alle hinter der turmartig begrenzten Windung des Felsenbeckens verschwanden, regten sie sich wieder. Abwechselnd schnatterten und tauschten sie Zeichen mit einer Anzahl Stammesgenossen in der Tiefe und anderen, die auf dem jenseitigen Ufer, wie von der Erde ausgespieen, auftauchten. Dann wendeten sie sich wieder an Sykes, der die Forderungen für ihre Dienstleistungen blindlings bewilligte und alles aufbot, ihre Gier auf den Gipfel zu treiben.

Die Gefährten setzten inzwischen ihre Wanderung in dem Flußbett unter Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln unbeirrt fort. Nur auf kurzen Strecken erfreuten sie sich sandigen, ebenen Bodens, wo sie indessen vergeblich nach verdächtigen Spuren suchten. Dann kämpften sie wieder mit Hindernissen, die oft unbesiegbar erschienen. Nicht ohne Bedenken gewahrten Braddon und Raimund, denen eine derartige Umgebung vollkommen fremd, daß die den San Juan einengenden schroffen Felswände in demselben

Maße höher emporwuchsen, in welchem der Boden sich vor ihnen senkte und gewaltige Felsblöcke den arglistigen Feinden, sofern sie ihnen nachfolgten, Verstecke und Hinterhalte in Fülle boten. —

Die Sonne war noch nicht untergegangen, als nahe der Schluchtsohle bereits Zwielicht herrschte. An geeigneten Raststätten mit schmalen Schilf- und Krautstreifen kamen sie wohl vorbei; doch Kiawe, dem Tewani sich nunmehr zur Seite hielt, beachtete sie nicht. Wie seine Tochter, verharrte auch er in Schweigen. Unablässig ließen sie die Blicke forschend über die südliche Uferwand hinschweifen, jedoch ohne Unruhe zu verraten; nur etwas lebhafter wurden sie in ihren Bewegungen. Erst als, ihnen unsichtbar, die Sonne die Linie des Horizontes berührte und um sie her die Dämmerung sich verdichtete, stieß Tewani plötzlich einen leisen Freudenruf aus. Sie war in der Höhe von beinahe dreißig Fuß einer Stelle ansichtig geworden, wo eine nachgiebige Gesteinslage den atmosphärischen Einflüssen weniger Widerstand geleistet hatte und ausgebröckelt war. Auf diese Weise hatte sich im Laufe der Zeiten eine drei oder vier Schritte in die Felsmauer hineinreichende Aushöhlung gebildet, zugleich eine Art Aufstieg, der über die sich an die Mauer lehnende Anhäufung von Trümmerstücken hinwegführte.

Vor dieser blieb Kiawe stehen. Die schwer zugängliche Aushöhlung bezeichnete er als Lagerstätte, wo ihnen nebenbei die Möglichkeit geboten war, sich gegen eine vielfache Uebermacht zu verteidigen.

Während die Männer die letzte Beleuchtung des verblassenden Abendrots dazu benutzten, die Tiere abzusatteln und im Bereich kümmerlicher Vegetation an Leinen zu pflöcken, so daß sie von oben herab beschützt werden konnten, erstiegen der Häuptling und Tewani den Schlupfwinkel. Letztere, geschmeidig wie ein Eichhorn, war ihrem

Vater vorausgeeilt und hatte kaum oben festen Fuß gefaßt, als sie mit klingender Stimme verkündete, daß der die geheimnisvolle Schrift deckende Felsblock noch genau so daliege, wie sie ihn vor Jahren verlassen habe.

Anfänglich schien man es nicht zu fassen, in Wirklichkeit vor dem mit so viel Ausdauer und Geduld zugestrebten Ziele eingetroffen zu sein. Dann aber war es, als ob dies Bewußtsein die Kräfte aller verdoppelt habe. Zunächst beeilte man sich, eine kurze Strecke stromaufwärts einen Vorrat trockenen Treibholzes zusammenzutragen, um daselbst während der Nacht ein die Schlucht erhellendes Feuer in Brand zu erhalten. Die Schatten zwischen den sich hoch aufbauenden Felswänden waren unterdessen in Finsternis übergegangen, und die Sterne funkelten und flimmerten in die Tiefe hinab, als die Gefährten beim Schein des lodernden Scheiterhaufens sich in das Versteck zurückzogen und auch dort hart an der Rückwand ein Feuer anlegten.

Alsbald beleuchteten die Flammen einen schweren Sandsteinblock, der einst, sein vieltausendjähriges Lager verlassend, einem Teil der Deckschicht den Halt geraubt hatte, infolgedessen sie, immer weiter verwitternd, von oben kaum noch Schutz bot. Die Physiognomien aber, die von dem flackernden Schein getroffen wurden, verrieten eine Spannung, für die es keine Worte mehr gab. Sogar Pierre war derartigen Regungen unterworfen, während Kiawe seinen ernsten Gleichmut bewahrte und in Tewanis lieblichen Zügen sich nur allein freudiger Eifer spiegelte.

Um gegen Ueberraschungen gesichert zu sein, stellte Pierre sich im Eingange auf, und jetzt erst traf man Anstalt, den Felsblock zu lüften. Eine mühevolle Arbeit war es, zunächst keilförmig zugespitzte Pfähle in die durch kleine Unebenheiten bedingten Fugen zu treiben, um all-

mählich Raum zu gewinnen, sie als Hebel anzuwenden. Bei jeder neuen Anstrengung, durch welche der Zwischenraum zwischen Felsblock und Bodenschicht sich erweiterte, wurden etwas größere Steine hineingezwängt. Aufmerksam wachte jedes Auge, um den günstigen Zeitpunkt nicht zu verfehlen; bereit war jede Hand, den sich bietenden kleinsten Vorteil pünktlich auszunutzen. Außer vereinzelten kurzen Anweisungen verlautete kein Wort. Die bange Erwartung spannte jeden Nerv krampfhaft an, verwandelte den in den Ohren sausenden Pulsschlag in das wie Geisterruf erklingende: „Um Millionen! Um Millionen!"

Endlich, endlich ruhte das gehobene Ende des Blockes auf zwei über faustgroßen Steinen. Die Pfähle wurden beseitigt und gleich darauf lag Tewani vor der klaffenden Fuge, ihren Arm bis beinahe an die Schulter hineinschiebend. Nur wenige Sekunden tastete die kleine Hand umher. Als sie dieselbe wieder hervorzog, hielt sie ein kaum die Spuren eines Druckes tragendes Lederpaketchen. Triumphierenden Blickes reichte sie es Braddon.

„Trocken und unbeschädigt," rief dieser aus, als wäre eine Bürde von unermeßlicher Schwere von seinem Gemüt gewichen.

Keiner antwortete. Die heftige Erregung schien allen den Atem geraubt zu haben. Man hörte nur das leise Knistern, unter welchem Braddon mit äußerster Vorsicht die durch langjährige Belastung gewissermaßen miteinander verwachsenen Lederschichten voneinander trennte. So verrannen Minuten. Dann blieb ein weißes längliches Viereck zurück, zu welchem die auf Leinwand gezogene Karte gefalzt worden war.

„Der gesuchte und viel umstrittene Wegweiser," sprach er tief aufseufzend, und zögernd, wie von Scheu und der Besorgnis befangen, dennoch eine Täuschung zu erfahren,

entfaltete er das willig nachgebende gesteifte Papier. „Vollständig wohlerhalten," fügte er hinzu, als von keiner Seite eine Silbe laut wurde, „wohlerhalten, als wäre sie erst gestern in dem Versteck geborgen worden." Er hielt den Bogen, der eine gute Elle im Geviert hielt, in den Schein der von Tewani dienstfertig geschürten Flamme.

Auf den ersten Blick erkannte er eine Schwesterkarte derjenigen, die durch John Kelly in der Bumbootwachtel Besitz und dann in den seinigen überging. Nur reicher mit Anmerkungen war sie versehen, außerdem mit sorgfältig ausgeführten Profilen von Berggruppen und Zeichnungen von Felsformationen und eines Baumstumpfens, um auch einem Uneingeweihten zu ermöglichen, das mit so viel Vorbedacht verheimlichte Silberlager zu eröffnen.

Und wiederum verstrich eine Weile in Schweigen. Starr hingen alle Blicke an dem in der Schwebe gehaltenen hell beleuchteten Terrainplan, dessen Wert unberechenbar. Man schien der Muße zu bedürfen, um sich mit dem Glauben an die Wirklichkeit dessen vertraut zu machen, das man vor sich sah.

Und noch andere Augen waren auf den vorhangartig ausgebreiteten Bogen gerichtet. Sie befanden sich zwar gegen zweihundertundfünfzig Fuß höher, auf der gegenüberliegenden Felswand, allein immer noch nahe genug, um, begünstigt durch den Absturz der Deckschicht, die Plattform überblicken zu können. Nur das Feuer sahen sie nicht. Um so deutlicher erkannten sie dagegen die daselbst weilenden, mit grellen Lichtreflexen überstreuten Gestalten und vor allen Dingen das helle, quadratische Feld, über dessen Bedeutung bei ihnen keine Zweifel walteten.

Ja, da lagen sie nebeneinander, John Kelly, Bill Green und Sykes. Die Köpfe wenig über den Abgrund hinausgeschoben, hatten sie die Reisenden beobachtet, seit-

dem die Feuer in der Schlucht und in der Aushöhlung, sie gleichsam verhöhnend, in die Nacht hinaus leuchteten. John Kelly, der eigentliche Anstifter, schien vom Starrkrampf befallen zu sein. Die ihm vorschwebenden unzählbaren Reichtümer, nach deren Besitz er in zügelloser Raubgier Jahre hindurch mit allen Fasern seines Sinnens und Denkens trachtete und denen er so nahe gewesen, daß er ungestört nur die Hand danach hätte auszustrecken brauchen, in den Besitz anderer geraten zu sehen, war mehr, als er glaubte ertragen zu können. Die Fäuste in sein Schläfenhaar gekrallt, stierte er regungslos auf Braddon und den von ihm gehaltenen Bogen. Seine Augen drohten ihre Höhlen zu verlassen. Zähneknirschend beachtete er weder die giftigen Bemerkungen Greens noch die Verwünschungen Sykes'. Aber die Büchse zog er neben sich hin, und deren Mündung über den Uferrand hinausschiebend, wartete er nur noch die Beruhigung seines wildgärenden Blutes ab, um einen guten Schuß abzufeuern. Da legte Greens Hand sich auf den Büchsenlauf.

„Bist du des Teufels?“ fragte er erschrocken, „dazu ist es früh genug, nachdem sie in die Enge getrieben worden und es nur einen Griff kostet, den Schlüssel zur Schatzkammer in die Tasche zu stecken.“

Wie um nichts mehr zu sehen und zu hören, preßte Kelly das Gesicht auf beide Arme. Hin und wieder stieß er einen fürchterlichen Fluch zwischen den knirschenden Zähnen hindurch. — —

„So lägen also die Millionen vor uns auf der Straße,“ brach Joachim endlich das Schweigen sorglos lachend.

„Vorausgesetzt, es gelingt, diesen unheimlichen Winkel hinter uns zu legen,“ fügte Braddon ernster hinzu, und die Karte sorgfältig zusammenfaltend, brachte er sie in die wasserdicht verhärtete Umhüllung zurück. Er sah auf und blickte in Pierres ehrliches Gesicht. Das Wort

Millionen hatte ihn herbeigerufen. Maßloses Erstaunen spiegelte sich in seinen Zügen.

„Was —? Millionen?“ fragte er ungläubig, „nach dem Staub zu schließen, der aufgewirbelt wurde, könnte es sich freilich um Millionen handeln.“

„Nicht zu viel gesagt,“ bestätigte Braddon überzeugend, „jetzt, da der Wegweiser bis zu ihnen sich in unseren Händen befindet, nehme ich keinen Anstand mehr, Sie über alles zu unterrichten. Sie aber sind der erste, der, als an dem Werk mit beteiligt, zu der Eröffnung einer der mächtigsten Silberadern herangezogen wird —“

In diesem Augenblicke feuerte Joachim, der an Pierres Stelle die Wache übernommen hatte, seine Büchse ab. Ob jemand getroffen worden, war nicht ersichtlich. Nur eine unbestimmte Bewegung hatte er in dem Schein des in dem Flußbett geschürten Feuers entdeckt, der alsbald das unruhige Stampfen der Maultiere folgte, und seine Kugel ohne zu zielen dahin entsendet.

Die Gefährten waren aufgesprungen und griffen zu den Waffen, als Fireflys Stimme, die unten von einem versteckten Winkel aus die Tiere bewachte, heraufschallte. Sie verkündete, daß ein Pfeil den Hals des einen durchbohrt habe, jedoch ohne es unbrauchbar zu machen. Es war damit erwiesen, daß die Schlucht aufwärts von einer Horde belebt, die alles daran setzte, gerade dann, wenn es am wenigsten erwartet wurde, auf sie hereinzubrechen.

Verschärfte Wachsamkeit trat daher an Stelle der zuvor angeregten überschwenglichen Hoffnungen, die jetzt darin gipfelten, ohne Schaden an Leib und Leben einer Umgebung zu entrinnen, wo bei der kleinsten Unvorsichtigkeit die Gefahr waltete, den heimtückischen Feinden zu unterliegen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

In Bedrängnis.

Wider Erwarten verlief die Nacht ohne ernstere Störung, und das Tageslicht war kaum in die Tiefe hinabgedrungen, als man sich zum Aufbruch rüstete.

Ueber die einzuschlagende Richtung blieben die Bedrängten länger in Zweifel. Erst nachdem Pierre und Joachim ausgekundschaftet hatten, daß während der Nacht eine größere Anzahl Feinde bis in die Nähe des Feuers vorgedrungen war, stromabwärts dagegen keine Fährte zu entdecken, entschieden sie sich dafür, die Wanderung bis an die Mündung des San Juan fortzusetzen. Sie rechneten mit der Möglichkeit, unter Aufgeben der Tiere sich nach dem nördlichen unzweifelhaft zerklüfteten Kapfelsen hinaufzuarbeiten oder im schlimmsten Fall, wenn auch nur eine Strecke weit, Rettung auf dem Coloradostrom zu suchen.

Ermutigt durch den bisherigen Erfolg, obwohl nicht frei von Besorgnissen, traten sie die Weiterreise an; aber einsilbiger waren sie geworden, zumal sie immer neuen unvorhergesehenen Schwierigkeiten begegneten. Auch die Marschordnung hatten sie geändert, indem Pierre und Joachim, die schußfertigen Büchsen in den Händen, dem Zuge sich erst in einiger Entfernung anschlossen und abwechselnd den zurückgelegten Weg so lange im Auge behielten, bis die Freunde hinter der nächsten Flußbiegung aus ihrem Gesichtskreise getreten waren.

So verstrichen die ersten Morgenstunden, und wenn oben auf der Kieswüste bereits Bruthitze lagerte, so herrschte unten die Kühle eines Kellers. Trotzdem verrieten die Maultiere, die unter dem Futtermangel doppelt litten, mehr und mehr gänzliche Erschlaffung, bis sie endlich nur noch stolpernd und schwankend von der Stelle kamen. Ver-

heißend und auch wieder bedrohlich klang daher das allmählich verstärkte Brausen und Rauschen des Colorado herüber, das wie ein endloser dumpf dröhnender Accord durch die düstere Schlucht lief, Zeugnis von der Wut ablegte, mit der er vor der Mündung des San Juan vorübertoste und dessen spärlich fließendes Wasser mit fortriß.

Während Braddon und Raimund sich aber fortgesetzt unter dem Eindruck befanden, daß die Tiere durch keine Gewalt der Erde wieder an die Oberwelt zu schaffen seien, wähnten sie der ruhigen Haltung des Häuptlings zu entnehmen, daß ihre Lage immerhin noch keine hoffnungslose. Anders Joachim, der seit Jahren mit allen Gefahren pfadloser Wildnisse vertraut geworden. Nur für Tewani, deren Bild von Anbeginn seinem Künstlerauge in so hohem Grade schmeichelte, hatte er Sinne. Bewundernd und zugleich von warmer Teilnahme erfüllt, beobachtete er, wie sie zwischen Stein- und Holzklippen hindurch mit derselben stillen Zuversicht ihren Weg suchte, mit der sie in den von Felsabflachungen getragenen Gärten von Mooshahneh Obstbäume und Maisstauden pflegte.

Die Schatten zwischen den Felsmauern waren vor der höher steigenden Sonne geflüchtet. Hie und da, wo die Schluchtrichtung es begünstigte, schlichen warme Lichter auf den roten Sandsteinflächen niederwärts, daß sie leuchteten wie glühendes Eisen. Lauter erklang die eintönige Melodie des nahen Stromes. Mit ihr einte sich das Echo, das geisterhaft aus der gewundenen Schlucht des San Juan zurückschallte. Plötzlich öffnete sich vor den Wanderern ein mächtiges Thor und damit die Aussicht auf das jenseitige Coloradoufer, das sich schroff und zerklüftet bis zu einer Höhe von über zweitausend Fuß erhob. In noch reicherem Maße als bisher war das Bett des San Juan hier mit gewaltigen Trümmerstücken angefüllt. Dazwischen lagen Treibholzstämme und verworrenes

Geäst. Von dem Colorado zur Zeit des höchsten Wasserstandes aus seinem Quellgebiet auf breitem Rücken herbeigeschleppt, waren sie von den wütend einherbrandenden Fluten in die Mündung des San Juan hineingewirbelt worden und nach Sinken des Stromspiegels zurückgeblieben. Der Rinde beraubt und gebleicht, ragten sie, ähnlich verwitternden Gebeinen vorsündflutlicher riesenhafter Geschöpfe, empor, die sich im Tode noch gegen das Eindringen Sterblicher in ihr Reich zur Wehre setzten. —

Als die Reisenden endlich nach unsäglicher Mühe die äußerste Grenze der Mündung erreichten, wo einige Fuß tiefer der Colorado schäumend vorüberrauschte, waren die Kräfte der Tiere vollständig aufgerieben. Weder Hunger noch Durst verrieten sie. Während die Männer sie ihrer Lasten entledigten, drohten sie, unter ihren Händen zusammenzubrechen. Doch auch ihre Herren befanden sich in einer Lage, welche die Hoffnung auf Entkommen herabdrückte. Leicht überzeugten sie sich, daß ihre Voraussetzung eine irrige gewesen. Anstatt die einem doppelten Wogendrange ausgesetzten Eckpfeiler der Mündung erschüttert und niedergebrochen zu finden, türmten die Felsmassen ringsum sich unersteiglich zur schwindelnden Höhe empor. Da aber auch die Umkehr schon seit dem ersten Betreten des Flußbettes durch die hinterlistigen Feinde abgeschnitten gewesen, blieb ihnen in der That nur noch der Strom als einziger Ausweg aus der Bedrängnis. Dies erwägend, schritten sie unverzagt zur Ausführung des gewagten Unternehmens.

Um den Tieren, die ohnehin verloren, ein qualvolles Ende unter den Händen ihrer Verfolger zu ersparen, führten sie dieselben nach dem Ufer hinauf, wo sie durch einige Schüsse schmerzlos getötet wurden. Bevor man sie, den Wilden den Raub verkümmernd, in den Strom hinabstieß, sicherte man ihre Häute, die, in Riemen ge-



schnitten, jedes andere Material an Stärke und Zähigkeit weit übertrafen. Dann schwangen die Männer ihre Beile, geeignete Treibholzstämme derartig herrichtend, daß sie zur ersten Unterlage eines Floßes verwendet werden konnten. Aehnlich verfuhren sie mit kürzeren Aesten, die zu der darüber hin zu deckenden Querlage dienen sollten.

Um in der Arbeit nicht gestört zu werden, übernahmen sie abwechselnd die Wache, sich so aufstellend, daß sie die Schlucht bis zur nächsten Biegung mit ihren Kugeln zu bestreichen vermochten. Doch Stunden verrannen ohne den kleinsten verdächtigen Zwischenfall. Man hätte sich auf einem Zimmerplatz in den friedlichsten Landesteilen wähnen können. Zu dem Schlag der Beile aber ertönte das Brausen und Tosen des Colorado, dessen Hauptströmung, fortgesetzt durch Windungen und Felsvorsprünge aus ihrer Richtung gedrängt, bald von diesem, bald von jenem Ufer abprallte und auf solchen Stellen mit den sich stauenden Fluten kämpfte.

Die ersten Nachmittagsstunden waren verstrichen und die zu dem Bau des Floßes erforderlichen Bestandteile nahezu fertig, als Joachim die Wache übernahm. Hinter einem erhöht liegenden Felsblock stand er, die Blicke abwechselnd in die Schlucht hinein und wieder an den gewaltigen Cyklopenmauern emporsendend, deren ausgebröckelte horizontale Fugen den affenartig kletternden Wilden als Hinterhalt hätten dienen können. Nachdenklich betrachtete er die ungeheuerlichen Naturbauwerke, die, von stürzenden Gewässern im Lauf von Jahrhunderttausenden benagt und geformt, steil gen Himmel strebten und die Arbeit veranschaulichten, die der nimmer rastende Strom aufgewendet hatte, sich eine Bahn durch das bis zu neuntausend Fuß hohe Plateau hindurch zu wühlen. Dann verglich er wieder den hinter ihm tosenden Flutendrang mit dem entstehenden unlenksamen Fahrzeug, das immer-

hin den Vorzug vor einem leicht zerschellenden Boot verdiente. Er vergegenwärtigte es sich im Kampf mit Stromschnellen und Wasserfällen, denen es auf seinem Wege stromabwärts unfehlbar begegnete. Und wer kannte überhaupt die Geheimnisse des berüchtigten „Schwarzen Cañons", dessen Eingang ihn wie ein in den Orkus hinabführender Schlund angähnte?

Seine Betrachtungen wurden durch Tewani unterbrochen. Geräuschlos war sie neben ihn hin geschlichen. Indem sie die Augen zu ihm aufschlug, lugte es aus ihnen wie kindlich zaghaftes Flehen um Wohlwollen. In ihrem Blick spiegelte sich gewissermaßen der ganze Einfluß, den die Abgeschiedenheit ihrer Heimat von der übrigen Welt und der ausnahmslose Verkehr mit den milde gesinnten patriarchalischen Stammesgenossen in erhöhtem Grade auf ihr weiches Gemüt ausüben mußten. Unbegreiflich erschien ihm die heitere Ruhe, die sie inmitten einer gleichsam zürnenden Natur umwebte, und sein Herz krampfte sich zusammen in der Voraussicht, wie bald der schlanke jungfräuliche Leib der Willkür des grollenden Stromes preisgegeben werden würde. Was ihn bewegte, mochte Tewani scharfsinnig in seinen Zügen lesen; den Arm im Kreise schwingend, sprach sie leise, wie die Zeugenschaft von Fels und Fluten fürchtend: „Das ist die Stadt der bösen Geister. Hört mein großer Freund, wie sie rufen? Sieht er, wie das Wasser mit den weißen Armen winkt?"

Bei diesen Worten, die so vollkommen im Einklang mit seinen eigenen vorhergegangenen Vorstellungen, durchbebte ein eigentümliches Wehgefühl, wie er es nie zuvor kennen lernte, Joachims Brust.

„Fürchte dich nicht, liebe Kleine," antwortete er freundlich ermutigend; „du befindest dich unter dem Schutz starker Männer. Deine Geister sind natürliche Dinge, die wir mit gutem Willen und etwas Glück besiegen."



Tewani sann nach. Sie kämpfte offenbar mit Zweifeln. Endlich fragte sie befangen: „Was ist Fürchten? Ich weiß es nicht. Du fürchtest selber. Weshalb verbirgst du nicht in das Buch, was deine Augen sehen? Es könnte nicht mehr verloren gehen."

Joachim verstand den Wunsch, unter ihren Blicken neue Bilder entstehen zu lassen, und erklärte daher belehrend: „Wie jedem tüchtigen Mann liegt auch mir Furcht fern. Zur Zeit aber bin ich gezwungen, nur allein meine Augen zu gebrauchen. Ohne die Augen ist meine Hand gelähmt."

„Meine Augen sind die eines Falken," versetzte Tewani dringlicher, ihrer Vorliebe für vergleichende Bilder nachgebend, „von den Dächern der Stadt Mooshahneh sehe ich sehr weit; weiter, als ein anderer. Ich unterscheide einen Navahoeräuber, wenn er unseren jungen Männern noch verborgen. Ich unterscheide den Vogel, der hoch über der Geisterstadt schwebt. Ich will für dich wachen. Deine Hand soll nicht gelähmt sein."

Joachim, der sonst so bedachtsame und doch todverachtende Jäger, hätte der lieblichen Tochter der wunderbaren Wüstenstadt um keinen Preis eine Bitte abgeschlagen. Er stellte daher die Büchse neben sich hin, und das Skizzenbuch auf den Stein legend, vertiefte er sich alsbald in die Aufnahme einiger der hervorragendsten Punkte. Tewani spähte unterdessen gewissenhaft in alle Richtungen. Kaum eine Vertiefung der Felswände befand sich in ihrem Gesichtskreise, in die ihre Blicke nicht eingedrungen wären. Auf die entstehende Zeichnung sah sie nur flüchtig, um schnell wieder mit ungeschwächter Aufmerksamkeit die übernommene Pflicht zu erfüllen.

Die auf dem Uferrande weilenden Männer waren um diese Zeit eifrig damit beschäftigt, die zur Unterlage des Floßes bestimmten Stämme und Blöcke so nebeneinander zu schichten, daß sie bis zur Hälfte ihrer Länge auf den

Strom hinausragten. Sie mittels der ihnen von Firefly gereichten Hautstreifen doppelt und dreifach miteinander vereinigend, achteten sie darauf, daß die mit Berechnung verschonten Aststumpfen auf der oberen Seite emporragten, um den Querhölzern einen festeren Halt zu bieten. Wie lange der Tag ihnen noch leuchtete, entnahmen sie dem tieferen Erglühen der im Bereich der sich westlich neigenden Sonne befindlichen Sandsteingebilde, glaubten aber, sofern sie ungestört blieben, mit ihrem Bau noch vor Einbruch der Dunkelheit fertig zu werden.

Joachim war eben im Begriff, eine neue Zeichnung zu beginnen, als Tewani in einer ihr auf den Lippen schwebenden Bemerkung abbrach. In luftiger Höhe hatte sie eine Bewegung entdeckt, die jedem anderen über die schroffen Felswände hinschweifenden Blick vielleicht entgangen wäre. Eines schwarzen Streifchens war sie ansichtig geworden, das sich nur dadurch auszeichnete, daß es in einer größeren Querfuge zeitweise etwas mehr über den Felsrand hinausragte und wieder verschwand.

Man hätte es für einen Geier halten können, der, seine Brut atzend, zuweilen die Schwingen regte. Joachim bemerkte ihr auffälliges Wesen. Bevor er nach dessen Ursache fragte, trat Pierre, um ihn abzulösen, zu ihnen. Tewani empfing ihn mit einigen halblaut gesprochenen Worten. Argwöhnisch sah Pierre nach oben. Joachim folgte seinem Beispiel. Minuten verrannen in Schweigen. Die verdächtige Bewegung wiederholte sich nicht; trotzdem behielt Pierre den bezeichneten Punkt scharf im Auge. Endlich glitt ein eigentümlich boshaftes Grinsen über sein verwittertes Gesicht, und Joachim sich zukehrend, riet er mit einer gewissen Entschiedenheit: „Gehen Sie mit dem Mädchen nach unten. Die Sache stimmt. Wer da oben lauert, wähnt, wir seien Kinder. Solche Dummheit verdient eine Lehre.“



Beim letzten Wort streckte er sich im Schutze des Felsblocks lang aus, darauf Bedacht nehmend, daß von oben her die Blicke über ihn hinweggleiten mußten. Die Büchse lehnte er an den Stein. Die Faust um den Kolbenhals gelegt, richtete er deren Mündung auf den verdächtigen Punkt. Es geschah mit der Gemütsruhe eines sich auf dem Anstand zurecht findenden Weidmannes.

Die Arbeit der Männer, an der Joachim sich nunmehr eifrig beteiligte, nahm inzwischen ihren ungestörten Fortgang. Firefly und Tewani blieben nicht müßig, indem sie den notwendigsten Teil der Reiseausrüstung in Bündel schnürten, um sie nach Fertigstellen des Floßes sofort verladen zu können. Zum Schluß umwickelten sie die Karte und Joachims Skizzenbuch derartig mit den Resten der Maultierhäute, daß bei dem voraussichtlichen Darüberhinspülen des Wassers der Inhalt unberührt blieb.

Beinahe eine halbe Stunde verrann, die Pierre anscheinend im Traum verbrachte, als seine Büchse sich plötzlich entlud, deren Knall in verschiedenen Richtungen sich wiederholte und wie ein allmählich ersterbender Donner in den Schluchten umlief.

Durch Mark und Bein dringendes Aufkreischen war dem Schuß unmittelbar gefolgt. Alle sahen hinauf und gewahrten, daß einer der braunen Wüstenräuber, wenn nicht tödlich, doch schwer genug getroffen war, um die Herrschaft über seine Bewegungen zu verlieren. Sichtbar in Todesangst sich windend, und auf dem schmalen Vorsprung nach einem Halt suchend, war er über dessen Rand geglitten, kam aber nicht zum Sturz. Im letzten Augenblick war es ihm geglückt, sich an einen von unten nicht zu unterscheidenden Gegenstand festzuklammern, der indessen dem Druck, den sein Gewicht auf ihn ausübte, augenscheinlich mehr und mehr nachgab.

Pierre stieß ein weithin schallendes höhnisches Lachen

aus. Er hatte Sykes erkannt, dessen Kopf und Schultern sich über den Felsrand hinausschoben und der nunmehr mit der Kraft der Verzweiflung kämpfte, von dem Apachen, der sich an seinem Halse festgekrallt hatte, nicht mit in die Tiefe hinabgerissen zu werden. Doch eher hätte er ihm die Arme aus den Gelenken gedreht, als die im Krampf um seine Kehle geschlossenen Fäuste geöffnet. Und so schwebte der Wilde, von ihm getragen, frei über dem Abgrunde, wogegen Sykes, um sich dem tödlichen Griff zu entziehen, den letzten schwachen Halt auf der glatten Gesteinsschicht hätte aufgeben müssen, was gleichbedeutend mit augenblicklichem Hinabsinken gewesen wäre.

So boten beide in ihrem Todeskampf einen grauenhaften Anblick. Die widerwärtigen Windungen des braunen spinnenähnlichen Körpers, dessen Füße vergeblich einen Stützpunkt suchten, veranschaulichten das Entsetzen, unter welchem er um sein Leben rang. Es verschärfte sich der Eindruck durch das Aechzen und halb erstickte Fluchen Sykes', das deutlich vernehmbar zu den unten Weilenden niederdrang. Das schadenfrohe Grinsen Pierres schien sich zur Zeit unauslöschlich in sein Gesicht eingegraben zu haben. Er grinste noch, als er eine neue Kugel in den Lauf hinabstieß und das Schloß mit einem Zündhütchen versah.

„Kürzen Sie seine Qualen ab!" rief Braddon ihm zu, und wie durch den Anblick des über dem Abgrunde Schwebenden von Schwindel ergriffen, beschattete er unwillkürlich die Augen.

„Der kommt ohne fremde Hilfe herunter," antwortete Pierre gleichmütig; „hoffentlich begleitet Freund Sykes ihn auf der Reise. Verdammt! Schossen wir ihm zu seiner Zeit vor des guten Basil Thür eine Kugel vor den Kopf, war's gescheiter."

Joachim hob die Büchse.

„Halt!“ herrschte Pierre ihm zu, „sparen Sie Ihren Schuß für eine bessere Gelegenheit. Wer weiß, er mag schon in der nächsten Minute von entscheidender Wichtigkeit sein.“

Joachim zauderte. Grauenhafter ertönte das Aechzen und Stöhnen in luftiger Höhe. Der Anblick Tewanis, die auf der Erde kauerte und ihre Decke übers Haupt gezogen hatte, zeitigte seinen Entschluß. Bevor er die Büchse abermals hob, hatte Pierre gefeuert. Doch nicht dem über der grausen Tiefe hängenden Wilden hatte die Kugel gegolten, sondern einem zweiten, der in der Absicht, die beiden Ringenden voneinander zu trennen, auf dem ohnehin gefährlichen Wege herbeigekrochen war und durch eine unberechnete Bewegung dem gewandten Schützen seinen Kopf preisgab.

Auf den Knall schnellte er empor, um als leblose Masse über den Felsrand zu gleiten. Fast gleichzeitig hatte Sykes, infolge des Luftmangels der letzten Widerstandskraft beraubt, seinen ohnehin schwachen Halt verloren. Der Last des ihn beschwerenden häßlich zusammengekrümmten Körpers nachgebend und gefolgt von Steintrümmern, durchmaßen beide in jähem Sturz den Höhenunterschied, ohne voneinander abzulassen. Zwei kurz aufeinander folgende dumpfe Schläge verkündeten, daß alle drei zwischen den vor der Felswand aufgetürmten Geröllblöcken zerschellten. In demselben Augenblick flüchteten, aufgescheuchten Wölfen ähnlich, mehrere der abschreckenden Gestalten, die zwischen Felsblöcken und Treibholz bis auf mäßige Entfernung herangeschlichen waren, hinter die nächste Flußwindung. Das gewaltsame Ende dreier aus ihrer Mitte, wie der Beweis der Sicherheit, mit der die Bedrängten ihre Gewehre handhabten, schienen ihnen die Lust zu ferneren Angriffen geraubt zu haben.

„Hoffentlich genügt die Lehre für alle Zeiten,“ meinte

Braddon, noch unter dem vollen Eindruck des eben Erlebten.

„Nicht länger, als bis der Abend hereingebrochen ist und das Korn auf dem Büchsenlauf nicht mehr zu unterscheiden," versetzte Pierre spöttisch; „ich kenne die Hunde von alten Zeiten her. Aber lieber in dem siedenden Theekessel hier zu Grunde gehen, wie 'n junger Hund mit 'nem Stein am Halse, als von der Brut abgethan und bei lebendigem Leibe geschunden zu werden."

Eine Erwiderung folgte nicht; aber um den Bau schneller zu fördern, arbeiteten die fünf Männer nunmehr gemeinsam, während Tewani und Firefly den vermeintlich eingeschüchterten Wilden gegenüber Wache hielten. Doch gewissenhaft, wie sie ihre Aufgabe erfüllten: nirgend entdeckten sie verdächtige Zeichen. Nur einmal, als sie mit dem Befrachten des Floßes beschäftigt waren und die Sättel als hinderlichen Ballast den Fluten übergaben, wurden sie an das Bedrohliche ihrer Lage erinnert. Aus tausendfüßiger Höhe schallte durchdringendes Kreischen und Zetern zu ihnen nieder, und als sie hinauffsahen, erblickten sie einen Felsblock, der über den Rand des Plateaus gewälzt worden war und, auf seinem Wege nach unten hie und da aufschlagend und abprallend, in ihrer Nachbarschaft niederkrachte und im Zerschellen einzelne Trümmer bis zu ihnen herübersandte. Kleinere Steine, mit den Händen geschleudert, folgten. Schädigten sie keinen, so zwangen sie doch die Arbeitsgenossen, ihre Aufmerksamkeit zu teilen, wodurch hin und wieder eine Zögerung verursacht wurde. Dann fiel mit Tewanis Warnungsruf der Knall eines Schusses zusammen, dessen Rauchwölkchen sie zwar auf einer Felsabstufung zerfließen sahen, jedoch ohne einen Blick auf den hinterlistigen Schützen zu gewinnen. Wie sicher er gezielt hatte, ging daraus hervor, daß die Kugel gerade vor Braddon in das von ihm ge-



tragene Holzstück einschlug. Unwillkürlich ließ er es fallen. Das Bild seines Todfeindes mochte ihm vorschweben, wie es in des alten Basil Wohnung beim Anblick des vermeintlichen Tradley in seiner Erinnerung aufgetaucht war.

„John Kellys Werk!“ rief er aus, „kein anderer als er steckt hinter der Verfolgung. Solange er lebt, bin ich keine Stunde sicher vor ihm.“

„Zum Henker mit Ihrem John Kelly,“ versetzte Pierre, „seien Sie froh, daß er die Nase nicht gerader hielt,“ dann aber stellten er und Joachim sich an verschiedenen Punkten auf, um einem abermaligen heimtückischen Angriff rechtzeitig zuvorzukommen.

Diese Zersplitterung der Kräfte verzögerte die Arbeit in erhöhtem Grade, und der eng begrenzte Himmel spiegelte schon die rote Beleuchtung der sich dem Untergange zuneigenden Sonne, die in der Tiefe nur noch traumhaft wirkte, als der unter beinahe übermenschlichen Anstrengungen geförderte Bau endlich fertig gestellt war und man die letzten Anstalten traf, sich dem zürnenden Strom anzuvertrauen.

Einer nach dem anderen, Firefly und Tewani voraus, begaben die Flüchtlinge sich nach dem Floß hinauf, wo sie zunächst die dort befestigten Schlingen unterhalb der Arme um den Körper legten. Die Felsblöcke, die so lange dazu gedient hatten, den frei schwebenden Teil im Gleichgewicht zu halten, wurden hinuntergestoßen; das unförmliche Fahrzeug neigte sich dem Wasser zu, jedoch nicht tief genug, um ins Gleiten zu geraten. Schnell entschlossen sprangen Raimund und Pierre noch einmal zurück, um unter dem Schutze der Büchsen Joachims und Braddons durch Heben und Wiegen nachzuhelfen, und das war der Zeitpunkt, den die in der Nachbarschaft lauernden Wilden zu ihrem Angriff auserkoren hatten. Als ob die Steine selbst plötzlich Leben gewonnen hätten, tauchten

wohl zwei Dutzend der scheußlichen Horde zwischen den Geröllblöcken auf, unter Heulen und Kreischen, das von oben und der Schlucht her beantwortet wurde, mit ihren Pfeilen das Floß förmlich überschüttend.

Die Flüchtlinge, obwohl bestürzt, verloren indessen nicht ihre Kaltblütigkeit. Auf alle Möglichkeiten vorbereitet, griffen sie nach den zur Hand liegenden Decken. Sie ausbreitend und schwingend, gelang es ihnen, die in wilder Ueberstürzung, zumal aus größerer Entfernung unsicher entsendeten Geschosse aufzufangen oder niederzuschlagen. Pierre und Raimund hatten ihre Decken über den Kopf geworfen, daß deren wollige Falten Schutz gewährend sich dem Körper locker anschmiegten, und ebenfalls ihre Büchsen gepackt. Auf des ersteren Warnung, nicht voreilig zu feuern, sondern sich nach besten Kräften der Pfeile zu erwehren, war bis dahin kein Schuß gefallen. Es wurde dadurch erreicht, daß die Angreifer ihr Zaudern als vorübergehende Kampfunfähigkeit deuteten. Unersättliche Raubgier und die Besorgnis, die ersehnte Beute davon treiben zu sehen, überwogen die angeborene Feigheit. In hellen Haufen setzten sie über Gestein und Holzriffe hinweg und schlüpften zwischen denselben hindurch, um aus der Nähe von den Pfeilen eine sicherere Wirkung zu erzielen, und was nunmehr folgte, drängte sich in einem verschwindend kurzen Zeitraum zusammen.

Pierre stand wie eine Mauer. Erst als in dem Durchgang zwischen zwei gewaltigen Blöcken sich ein Knäuel brauner kreischender Leiber bildete und die Vordersten bereits wieder Pfeile auf die Bogensehne legten, gab er Feuer. Seinem Schuß folgten zwei andere, denen sich das Knallen der Revolver mit nicht minder verderblicher Wirkung anschloß, und schneller noch, als sie gekommen waren, verschwanden sie, Erdeichhörnchen ähnlich, zwischen den Gesteintrümmern. Die Flüchtlinge aber nutzten die

ihnen gegönnte, vielleicht nur sehr kurze Zeit aus, durch gleichmäßiges Wiegen, gemeinschaftliches Heben und Schieben das ungelenke schwere Fahrzeug in stärkere Schwingungen zu versetzen, bis es endlich ins Gleiten geriet.

Schräg schoß es in den Strom hinab. Mit dem Vorderteil sich in die bewegten Fluten einbohrend, hob es sich alsbald wieder, um ebenso schnell von der Strömung gepackt und entführt zu werden. Bevor die Apaches nach Ueberwinden des ersten Schreckens ihren Angriff erneuerten, befanden sie sich außerhalb des Bereiches ihrer Geschosse. Das Wutgeheul aber, in das sie ausbrachen, als sie die Hartbedrängten wohlbehalten entrinnen sahen, ließ ahnen, welches Los ihrer geharrt hätte, wäre es nicht im letzten Augenblick noch gelungen, das Floß von dem Uferabhange hinunter zu schaffen. —

Die Flüchtlinge atmeten auf. Sie hatten sich überzeugt, daß die Tragkraft der bisher auf das geringste Gewicht ausgetrockneten Holzteile die Belastung weit überwog, und jetzt erst, da die letzte Gefahr geschwunden, unter den Händen der vertierten Raubhorde ein schreckliches Ende zu finden, wendeten sie ihre Aufmerksamkeit der Umgebung zu. Waren sie einer verzweifelten Lage glücklich entronnen, so erwachten jetzt kaum geringere Bedenken, auf einem Wege einhergetragen zu werden, den bisher, außer den darüber hin schwebenden Vögeln, nie ein lebendiges Auge sah, und der Geheimnisse barg, von denen die verwegenste Phantasie kein auch nur annäherndes Bild zu schaffen vermochte.

Nachdem die Erweiterung der Mündung des San Juan hinter ihnen zurückgeblieben war, gähnte es ihnen wie ein Thor von den unglaublichsten Größenverhältnissen entgegen, aus welchem, wenn einmal in dasselbe eingetreten, es keine Rückkehr mehr gab. Jeder einzelne der kleinen Gesellschaft war diesem Eindruck unterworfen und offenbarte es in der ihm eigentümlichen Weise. Doch ob

trotziger Mannesmut die Gemüter beherrschte, ob abergläubische Scheu: hier wie dort behauptete, neben dem natürlichen Drange, den Halt nicht zu verlieren, überwältigendes Erstaunen sein Vorrecht.

Obwohl anfänglich mit mäßiger Schnelligkeit einhertreibend, war an das Benutzen der zum Steuern mitgenommenen Stangen nicht zu denken. Wild umhergeschleudert, bald von Strudeln gedreht und in der Bewegung gehemmt, bald wieder in die gefährliche Nachbarschaft der Felsmauern gedrängt, die den aufgeregten Strom stellenweise in ein kaum zweihundert Ellen breites Bett einengten, wurden die Reisenden immer wieder von Schaumgarben überschüttet, daß sie die äußersten Kräfte aufbieten mußten, um den Halt nicht zu verlieren. Niederdrückend wirkte zu derselben Zeit, wenn sie, solange das auf der Oberfläche des Plateaus herrschende Tageslicht Dämmerung um sie her schuf, die Blicke an den meist senkrechten Wänden hinauf sandten, die hier bereits eine Höhe von Tausenden von Fuß erreichten, je weiter nach oben sich scheinbar einander näher zuneigten und den Himmel, wie einen darüber hin gespannten blauen Zeugstreifen, trugen. Hie und da waren durch Felsstürze wohl Erweiterungen entstanden, wie Türme und Zinnen durch atmosphärische Einflüsse ausgemeißelt worden; allein derartige Unregelmäßigkeiten verschwanden im Gegensatze zu der Mächtigkeit der horizontal übereinander geschichteten Formationen, die zu einem einzigen massiven Bau zusammengewachsen waren.

Führte aber die Bahn an Stellen vorüber, wo Sturzbäche sich bis zum Spiegel des Colorado hindurch genagt hatten, dann beschlich die Gefährten ein Gefühl, als ob sie einen Blick in die schwarz gähnenden Kerker von Berggeistern in Ketten geschlagener Cyklopen geworfen hätten. Und dazu das unablässige Dröhnen und Brausen, das,

durch das vielfache Echo verstärkt, die Ohren betäubend erfüllte. Und in demselben Maße, in welchem das große Plateau südlich zu seiner höchsten Höhe anstieg, ging es tiefer hinab über zischende Stromschnellen, fort über Felsen, die unterhalb des Wasserspiegels lagen und im Lauf undenklicher Zeiten von den Fluten geglättet und poliert, kaum durch leises Schrammen verrieten, wenn das Floß über sie hinweg glitt. Wo aber ein fest gezimmertes Boot hätte Wasser schöpfen, umschlagen und zerschellen müssen, da veränderte es mit der umsichtig verteilten Belastung kaum seine Lage. Wohl dehnten die zähen Hautstreifen sich vor dem Flutandrange, allein nicht mehr, als daß durch die Lockerung eine größere Nachgiebigkeit des rohen Holzbaues entstand.

Von den dem Strome entsteigenden Felswänden kehrte die Teilnahme aller sich immer wieder Tewani zu. Gehalten von Riemen, saß die jugendschlanke Gestalt zwischen zwei nach oben weisenden starken Aesten, um die sie die Arme gelegt hatte. So viel Joachim, der sie fortgesetzt blutenden Herzens überwachte, bei der zunehmenden Dunkelheit unterschied, zeigte sie keine Furcht. Wie unter dem Schutz der Freunde sich vollkommen sicher wähnend, verriet sich in ihren großen Augen mehr Neugierde und Erstaunen, als Grauen. Die alle ihre Begriffe so weit übersteigende gigantische Umgebung schien einen Bann um ihre Sinne geschlungen zu haben, daß sie für die waltenden Gefahren unempfänglich wurde. Wenn aber, solange man fähig, notdürftig um sich zu sehen, der Geist eine gewisse Ablenkung fand, so trat in demselben Grade, in welchem die Schatten sich verdichteten und Dunkelheit alles verschlang, das Gefühl gänzlicher Ohnmacht und Gottverlassenheit an Stelle des bisherigen Hoffens und Bangens. Ein ermutigender Gedankenaustausch war unmöglich geworden; denn mit dem Hereinbrechen der Nacht hatte —

eine seltsame Naturerscheinung — das durch das Cañon laufende Tosen und Heulen sich erheblich verstärkt.

Es brauste hoch oben, als wäre es von den funkelnden Sternen herniedergedrungen. Es dröhnte und polterte, wie aus dem feurigflüssigen Inneren der Erde entsendet. Es krachte, rauschte und brüllte ringsum, als hätten die himmelhohen Felsmauern über den schäumenden Colorado hinweg ihre Betrachtungen verdrossen ausgetauscht. Ein unheimliches Getöse war es und eine Lage, in der das mutigste Mannesherz von heimlichem Zagen sich nicht freisprechen konnte. Mit Beginn der für jedes Auge undurchdringlichen Finsternis hatte Tewani ihre Lage ein wenig verändert. Halb liegend, lehnte sie den Rücken an einen stärkeren Querast. Joachim, der es entdeckte, suchte, von unendlichem Mitgefühl beherrscht, ihre Hand. Flüchtig preßte sie dieselbe auf ihre Wange. Es erzeugte den Eindruck, als hätte sie, inmitten einer Geisterwelt sich wähnend, seinen Schutz, seine beschwichtigenden Vernunftgründe anrufen wollen. Rührung beschlich ihn. Laut auf hätte er jammern mögen über die Leiden, welche die liebliche Tochter von Mooshahneh ohne einen Laut der Klage über sich ergehen ließ. Aber fester schlossen seine Finger sich um die kleine schmale Hand, um sie auch dann nicht von seiner Seite zu lassen, wenn sie eine Beute der reißend einherschäumenden Fluten werden sollten.

Das Floß verfolgte unterdessen mit denen, die es trug, wie in einem Gewölbe unbeirrt seine bewegliche Bahn. Man hätte es mit einem Korkschiffchen vergleichen können, welches, in einem wassergefüllten Eimer von Kinderhänden lustig umspült, immer wieder auf der Oberfläche erscheint. Ob um sich selbst herumgewirbelt, ob von den zischenden Fluten gepackt und mit rasender Schnelligkeit von Ufer zu Ufer getrieben: die heftige Strömung hielt fest, was

sie einmal umschlang, und trug es stets dahin, wo die Hauptwassermassen sich ihren Durchgang brachen.

So verrann Stunde auf Stunde, deren jede einzelne die letzte der Reisenden zu werden drohte. Von Sprühwellen getroffen und durch unvorhergesehene Bewegungen des Floßes erschüttert und gestoßen, behaupteten sie, wie mit dem sie tragenden Holzwerk verwachsen, ihre Sitze. In die Zukunft hinaus zu denken, die so dunkel, wie der vor ihnen liegende Weg, gewann keiner über sich. Als ein Glück pries man, wenn bei der wiederholten Umfrage die Stimmen, wie aus einem Abgrunde emporgesendet, antworteten und keine fehlte.

Wie lange die grauenvolle Fahrt gedauert hatte, wie weit sie von der reißenden Strömung entführt worden, wie oft sie von einem guten Stern an unabwendbarem Verderben vorbei oder über dasselbe hinweg geleitet wurden, ahnten sie nicht. Die Sekunden schienen zu Minuten, die Minuten in der fürchterlichen Abgeschiedenheit zu Stunden anzuwachsen, das Grauen des Tages in unerreichbare Ferne gerückt zu sein. Denn außer den wenigen Himmelskörpern, die hoch oben über die schwarzen Uferränder lugten, gab es nichts, das noch an die Oberwelt erinnert hätte. —

Die zweite Morgenstunde mochte beinahe abgelaufen sein, und stetiger trieb das Floß auf seinem unsichtbaren Wege einher, als es plötzlich nach kurzem Knirschen mit einer Heftigkeit zum Stillstande gelangte, daß die Reisenden, soweit die sie schützenden Schlingen nachgaben, von ihren Plätzen, einzelne sogar von dem Floß ganz hinuntergeschleudert wurden. Anstatt aber in den Fluten unterzutauchen, richteten sie sich in einem Wasser auf, das ihnen kaum bis an die Kniee reichte. Weitere Nachforschungen ergaben, daß das ungelenke Fahrzeug, zu schwer, um auf der einen oder anderen Seite der sich teilenden Strömung

sofort zu folgen, mit vollster Gewalt nach einer glatten Felsabflachung hinausgeschoben worden war, die wenige Schritte vor ihnen inselartig dem ungeduldig zuckenden Stromspiegel entstieg.

Nachdem alle das Floß verlassen und es dadurch erleichtert hatten, zogen sie es nach dem Trockenen hinauf, um daselbst den Anbruch des Tages zu erwarten.

Träge schlich dann wieder die Zeit dahin, träge und die Spannung steigernd, mit der man dem Lichten des Morgens entgegensah, um den ersten Blick auf die Umgebung zu gewinnen. Zugleich erfüllte dumpfes Brüllen, fernem Donner vergleichbar, die Ohren. Von der vor ihnen sich ausdehnenden Flußstrecke drang es herüber. Unheimlich und doch einschläfernd wirkte es, daß die Häupter sich neigten, die vollständige Erschöpfung trotz der erkältenden Nässe einen Mittelzustand zwischen Wachen und Träumen erzeugte.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Im Schwarzen Cañon.

Die aufgehende Sonne vergoldete die höchsten Ränder des westlichen Ufers, als Joachim auffuhr und den unruhigen Schlaf von sich abschüttelte. Sein erster Blick begegnete den Augen Tewanis, die mit einem seltsam warmen Ausdruck auf ihm ruhten. Freundlich grüßend reichte er ihr die Hand. Sie antwortete dadurch, daß sie auf die bereits regen Gefährten wies und den Arm im Kreise schwang. Flüchtig betrachtete er das Floß, das ihn so eindringlich an die furchtbare nächtliche Fahrt erinnerte. Dann sah er zu dem sonnigen lichtblauen Himmel empor. Eng begrenzt von schroffen, hie und da durch Bergstürze gekerbten Felswänden, die sich unmittelbar aus den tosen-

den Gewässern bis zu einer Höhe von drei- bis viertausend Fuß erhoben, kontrastierte er eigentümlich zu den finster starrenden gewaltigen Naturbauwerken. Wie Tewani unter dem vollen Eindruck der beängstigend erhabenen Scenerie, fand auch er für sein Erstaunen keine Worte. Aber die Empfindung drängte sich ihm auf, einen einzigen Blick auf das, was ihn umringte, mit allen bisher überstandenen Gefahren nicht zu teuer erkauft zu haben. Auch die Freunde schwiegen unter dem Einfluß dessen, was ihnen vor Augen lag. Leben schuf nur die Strömung, die zu beiden Seiten der kleinen Felseninsel eilfertig vorüberstrich, in allen Richtungen gegen versenktes schweres Geröll brandete, sich aufbäumte und Wasserstrahlen und Schaumbündel emporsendete.

Stromaufwärts wie -abwärts war die Fernsicht auf eine kurze Strecke beschränkt. Man hätte sich in einem brodelnden Riesenkessel wähnen können. So viel bedrohliche Bewegung und dennoch eine unendliche Oede und Einsamkeit. Kein Vogel wagte sich in das unterirdische Reich hinab. Kein Strauch, kein Grasbüschel, vom Winde angesät, fand auf dem massiven Gestein ein Spältchen und etwas Erdreich, um daraus seine notdürftigste Nahrung zu schöpfen. Und alles ringsum roter Sandstein bis zu einer beträchtlichen Höhe hinauf, daß die ganze Scenerie an einen glühenden Krater erinnerte, durch welchen hindurch der wütende Strom bis zum Mittelpunkt der Erde hinabzudringen trachtete. Was dagegen der Unglücksgefährten noch harrte, das ließ sich aus dem ununterbrochenen dumpfen Brüllen ahnen, das gleichsam warnend zu ihnen herüberdrang. Und doch mußten sie fort, gleichviel welcher Art das Grab, das ein grausames Geschick ihnen bereitete. —

Nach dem kärglichen Mahl säumten sie nur, bis die das Holzwerk verbindenden Riemen nachgeschnürt und ihre

Habseligkeiten fester verstaut worden waren. Vorsichtig schoben sie das Floß in das offene Wasser zurück, und nachdem alle ihre Plätze wieder eingenommen hatten, glitten sie langsam um das Felseneiland herum. Dann aber packte die Strömung sie mit einer Gewalt, wie um da, wo der Kessel scheinbar seinen Abschluß fand, gegen die Uferwand geschleudert und vernichtet zu werden.

Nach kurzer Fahrt bogen sie um einen turmartigen Vorsprung herum. Ein neuer Kessel öffnete sich vor ihnen. Zugleich begann das Floß ungestüm zu schwanken und zu kreisen. Das hohle Dröhnen und Brüllen trat lauter und durchdringender hervor. Betäubend erfüllte es die Ohren; es regte die krankhaft überreizte Phantasie zu den bizarrsten Ausschreitungen an, beengte die Brust bis zur Atemlosigkeit.

Schweiften Braddons und Raimunds Gedanken, einen letzten Liebesgruß entsendend, in weite Fernen, so übertrug Joachim all sein Hoffen und Bangen einzig und allein auf Tewani, die mit festem Druck seine Hand hielt. Wie ihr Vater, sah auch sie ruhig auf die Kampfesstätte des erbitterten Elements; allein es war jene Ruhe, mit der ein starkes Gemüt auf Grund seiner eigentümlichen Anschauungen, gleichviel welcher Art, dem unabwendbaren Tode ins Auge sieht.

Voraus ragten mächtige Pfeiler, Klippen und Felsblöcke hoch über den regsamen Wasserspiegel hinaus. Andere lagen so tief, daß die Fluten über sie hinweg schäumten. Hinter der den Fluß kreuzenden Felsenreihe und den die Zwischenräume ausfüllenden Brandungen ging das Fahrwasser, wie plötzlich abgeschnitten, den ängstlich spähenden Blicken verloren. Erst bei einer neuen Schwenkung des Stromkanals trat es in der Ferne wieder in den Gesichtskreis und ermöglichte eine annähernde Abschätzung des zu überwindenden Wasserfalls.



An Entkommen dachte jetzt keiner mehr; noch weniger versuchte jemand, sich ein Bild von den Gefahren zu entwerfen, denen sie unterhalb der verhängnisvollen Stelle begegnen sollten. In dem Gefühl gänzlicher Ohnmacht ruhten alle Arme; aber fester umklammerten die Hände die in ihrem Bereich befindlichen Aeste und verschränkten die Glieder sich mit den zuoberst liegenden Pfählen. Doch was jeden bewegen mochte: es blieb ihm keine Zeit, mit unbestimmten Vorstellungen sich zu beschäftigen. Denn wie von dem herüberdringenden dumpfen Brüllen magnetisch angezogen, trieb das Floß nunmehr mit rasender Eile auf die Klippen und Schaumwälle zu. Sein Scheitern zwischen den versenkten Blöcken erschien unvermeidlich. Nur noch eine Minute und alles war entschieden.

Plötzlich begann das unbeholfene Fahrzeug auf derselben Stelle zu kreisen. Es hatte den Punkt erreicht, wo zwei von beiden Ufern herüberstehende Strömungen miteinander rangen; doch nur kurze Zeit, und von ihnen in die Mitte genommen, schoß es auf die dräuende Felsenreihe zu. Indem diese aber eine Art Wehr bildete, drängten die gestauten Fluten sich mit unberechenbarer Wucht einem Thore zu, welches die beiden Hauptpfeiler begrenzten, und mit sich nahmen sie das Floß samt allen, die es beschwerten.

Was die Reisenden in den nächsten Minuten empfanden, das zu schildern möchte ihnen selbst schwer geworden sein. Einen gleichsam ersterbenden Blick warfen sie noch um sich, dann schwanden ihnen die Sinne.

Zwischen den beiden Pfeilern hindurch glitt das Floß auf verhältnismäßig glatter Bahn, die, bedingt durch den furchtbaren Druck der eingeengten Wassermassen in weitem Bogen gegen dreißig Fuß tief hinunterreichte und in einem brausenden Schaumberge endigte. In diesem verschwand es, tauchte aber, unwiderstehlich nach vorn drängend und durch das eigene Gewicht im Kurse erhalten, auf dessen

anderer Seite wieder hervor. Kurze Zeit kämpfte es kreisend und schwankend gegen trichterartige Strudel, die indessen keine Gewalt über den unförmlichen Bau gewannen, um demnächst von den sich beruhigenden Wellen entführt zu werden.

Anfänglich erzeugte es den Eindruck, als ob die triefenden Gestalten unter dem blendenden Gischt erstarrt wären, Zweifel an der Wirklichkeit des Entkommens ihre Denkkraft gelähmt hätten; denn der Wasserfall lag bereits eine Strecke hinter ihnen, als sie, wie noch immer fürchtend, mit dem scheiternden Floß in die Tiefe hinabgerissen zu werden, sich zögernd aufrichteten. Der erste Blick überzeugte sie, daß sie noch vollzählig, ihre Verluste sich auf einen Teil der Lebensmittel beschränkten und hie und da gelockerte und gesprungene Riemen nachgeschnürt und erneuert werden mußten.

Wie durch ein Wunder dem Verderben entronnen, schöpften sie neuen Mut. Was auch vor ihnen lag: Aergerem glaubten sie nicht mehr begegnen zu können. Aber mit innigerer, sogar ängstlicher Teilnahme sahen alle auf Tewani, auf deren schlanken jungfräulichen Körper die jüngsten Erfahrungen nicht ohne Einfluß geblieben waren. Matter erschienen ihre Bewegungen, wogegen auf dem lieben Antlitz nach wie vor die angestammte und durch glückliche natürliche Verhältnisse geförderte sanfte ergebungsvolle Ruhe sich ausprägte. Ergriffen kehrte Braddon sich dem Häuptling zu, beklagend, ihn samt seiner Tochter in eine Lage gestürzt zu haben, von der noch immer das Traurigste zu befürchten.

„Was ich deinem toten Freunde versprach, habe ich gehalten," lautete die einfache Antwort Kiawes; „wo ich bleibe, bleibt Tewani. Sterben wir beide, so gehen wir ohne Lüge in das Reich der Toten."

Joachim neigte sich Tewani zu.

„Wir alle werden gerettet,“ sagte er, eine Fröhlichkeit zur Schau tragend, die ihm zur Zeit fremd. „Du bist unser guter Engel. Ist an uns anderen nichts gelegen, so entrinnen wir schon allein um deinetwillen allen Fährnisse.“

Tewani hatte den Sinn seiner Worte nicht verstanden; allein die blühende Farbe, die plötzlich wieder auf ihrem guten Antlitz zum Durchbruch gelangte, verkündete, wie wohlthuend sie durch den innigen Ton seiner Stimme berührt wurde.

„Wenn du es sagst, kann die Stadt der Geister uns nicht behalten,“ erwiderte sie mit rührendem Vertrauen; „die Stadt der Geister ist hoch. Sie reicht bis an die Wolken. Der Wille unseres Freundes reicht weiter. Sagt er, wir sehen Mooshahneh wieder, so geschieht es.“

Das Floß verfiel wieder in ein Kreisen, beruhigte sich indessen alsbald wieder, und auf eine lange Strecke wurde es trotz des starken Gefälles durch stetigeres Fahrwasser begünstigt. Leichter überwanden die Männer mit Hilfe der Ruderstangen die sich wiederholenden Stromschnellen, und hoffnungsvoller spähten sie stromabwärts. So durchflogen sie mit der Schnelligkeit der reißenden Strömung den oberen Teil des berüchtigten Cañons, das, obwohl im Charakter eintönig, doch bei jeder Windung immer neue überraschende Scenerien vor ihnen entrollte. Vergeblich aber suchten sie nach einer Stätte, wo das Landen vielleicht zu ermöglichen gewesen wäre. Fast ununterbrochen entstiegen die gigantischen Mauern den tosenden Gewässern, sich meist senkrecht bis zu einer Höhe von fünf- bis siebentausend Fuß*) aufbauend. Wie Dämmerlicht ruhte es

*) Anmerkung des Verfassers. Bei meiner zweiten Anwesenheit in jenen Regionen (1858) stellten wir durch barometrische Messungen die Höhe des Plateaus auf 9000 Fuß über dem

in der grausigen Tiefe. Empfindliche Kühle herrschte trotz der heißen Sommertage da, wohin nie ein Sonnenstrahl drang. Höher hinauf schwammen die massiven Wände in bläulichem Duft. Wo aber, je nach der Richtung des Flußkanals, die glänzende Beleuchtung die eine oder die andere Ufermauer überströmte, da zeigte sich ein Farbenspiel, das in seiner grellen Mannigfaltigkeit das Auge blendete.

Und weiter trieb das Floß, ohne daß die fürchterliche Fahrt durch eine ernstere Störung unterbrochen worden wäre. Kaskaden folgten auf Kaskaden, die Gemüter fortgesetzt in aufreibender Spannung erhaltend, und wilder, grauenhafter gestaltete sich die Umgebung, als sie sich der Mündung des Kleinen Colorado näherten. Was die beiden Ströme in ihrem feindlichen Zusammenstoß im Laufe von Ewigkeiten bewirkten, das entwickelte sich als Bilder, die in ihrer furchtbaren Größe und Erhabenheit die Sinne der erschöpften Reisenden förmlich verwirrten.

Ein Chaos der riesenhaftesten Felsmassen, losgespült, unternagt, voneinander getrennt und übereinander getürmt, veranschaulichte die Ergebnisse der Vernichtungswut der nimmer rastenden Fluten über Jahrtausende hinweg. Man hätte die Scenerie als einen Kampfplatz erbitterter elementarer Gewalten bezeichnen mögen. Was

---

Meeresspiegel fest. Da der Stromspiegel des Colorado dort, wo wir unter unsäglichen Mühen noch einmal zu ihm hinabgelangten, dann aber von oben einen letzten Blick auf ihn gewannen, kaum höher als 1500 bis 2000 Fuß, so entsteht das märchenhaft erscheinende Bild von Felswänden, die bis zu 7000 Fuß oft senkrecht emporsteigen. Einem damaligen Mitgliede unserer Expedition, einem gewissen White, war es vorbehalten, auf einem elenden Floß das Cañon zu durchfahren, als er mit nur einem Gefährten, der bei dieser Gelegenheit seinen Tod fand, auf der Flucht vor den Apaches Zuflucht auf dem Strome suchte.

die kühnste Phantasie unfähig, zu erfinden und zu schaffen, das bot sich den Blicken der unfreiwilligen Stromfahrer in überwältigender Weise*).

Durch starkes Gefälle bedingt, stürzten die durch ferne Wolkenbrüche angeschwollenen Gewässer des Kleinen Colorado mit einer Wut auf seinen mächtigeren Bruder ein, daß sie dessen Spiegel durchschnitten, auf dem westlichen Ufer in eine von ihm selbst gebohrte Höhle eindrangen und im ewigen Kampfe mit Strömung und Gegenströmung lagen. Es war das verjüngte Bild einer Charybdis, die Wasserberge einschlürfte, wieder von sich spie und stromabwärts einen Strudel erzeugte, der sich über beinahe die ganze Breite des Flußbeckens ausdehnte.

Anfänglich drohte der Kleine Colorado, das Floß in die unheimlich belebte Ausspülung hineinzutragen. Eine Weile drehte es sich wie unentschieden, wohin sich zu wenden. Dann erst wurde es ein Spiel des Riesenstrudels, um ihm nach kurzem Ringen durch die Hauptströmung entrissen zu werden. —

Bis zur späten Nachmittagsstunde trieben die Reisenden nunmehr in stetigerer Fahrt einher. Zerklüfteter senkten die gewaltigen Felsenufer sich dem Strome zu. Dann noch eine Stunde, und die Sonne sandte ihre Strahlen zu ihnen herein. Statt der schroffen Mauern umschlossen schwarze zerrissene Abhänge die sich stets erneuernden Kessel, bis endlich auf dem Ostufer beim Herumbiegen um einen Vorsprung ein mit Strauchwerk und einzelnen Bäumen geschmückter breiter grüner Thaleinschnitt sie grüßte.

Wie von neuem Leben durchströmt, griffen die Männer nach den Ruderstangen. Mit aller Macht arbeiteten sie,

---

*) Anmerkung des Verfassers. Die lebhafte Vergegenwärtigung jener Scenerien erleichterten mir die an Ort und Stelle aufgenommenen Zeichnungen und Aquarelle.

der Strömung sich zu entwinden, um nicht dennoch an dem verheißend lachenden Stückchen Erde vorbei und in die schwarz gähnende Fortsetzung des Cañons hineingerissen zu werden.

Sie begannen schon den Erfolg ihrer Mühe zu bezweifeln, als sie eines Weißen ansichtig wurden, der auf dem Uferrande saß und die ausgeworfene Angelschnur überwachte.

Auf ihr Schreien sprang er auf. Er erkannte die Gefahr, in der sie schwebten, und sandte einen Ruf rückwärts über das Thal hin. Gleich darauf befanden drei andere Weiße sich ihm zur Seite, ihre Lassos zum Wurf ordnend.

Näher kam das Floß. Von der herüberstehenden Strömung unterstützt, arbeiteten die Gefährten aus Leibeskräften. Waltete doch die Gefahr, der Mitte des Flusses wieder zugeführt zu werden. Endlich trieb das Floß in mäßiger Entfernung an dem grünen Ufer hin. Zwei Fangleinen klatschten auf dasselbe nieder, wo sie alsbald um die nächsten Aeste geschlungen wurden. Von den auf dem Ufer befindlichen Männern in seiner Fahrt gehemmt, schwang es herum, um binnen kurzer Frist von der Strömung ans Ufer gepreßt und festgelegt zu werden. Doch wenn jene ihren Sinnen nicht trauten, als sie Menschen vor sich sahen, die auf einem elenden Wrack augenscheinlich die Fahrt durch das verrufene Cañon zurückgelegt hatten, so war bei den Geretteten gewissermaßen der Rückschlag eingetreten. Nach den Ereignissen der letzten Tage, bei denen, wie Sehnen und Muskeln, auch der Geist fortgesetzt in aufreibender Spannung erhalten wurde, schien bei dem Bewußtsein, nunmehr allen Fährnissen entrückt zu sein, gänzliche Erschöpfung sich ihrer bemächtigt zu haben. Schwerfällig erhoben sie sich und lösten die Schlingen von ihren Körpern. Schwankend ergriffen sie die gereichten

Hände, um sich beim Ersteigen des Ufers aufrecht zu erhalten.

Joachim und Raimund, obwohl selbst zerschlagen, hatten Tewani zwischen sich genommen. Als wäre sie von einem wüsten Traum umfangen gewesen, duldete sie, von ihnen mehr getragen, als geführt, nach oben geschafft zu werden. Dann aber gewann der ihr innewohnende Wille die Herrschaft über die anmutige geschmeidige Gestalt zurück. Die dunklen Augen leuchteten wieder in mildem Glanz, als sie den ihrer harrenden rauhen Männern, deren bewundernde Blicke ihr unverständlich, schüchtern die Hand bot, dadurch einen Dank darbringend, wie er durch die gewähltesten Worte nicht herzlicher hätte ausgedrückt werden können. Bald darauf rastete sie im Schatten einer künstlich geschaffenen Zweiglaube. Firefly, an Entbehrungen und Beschwerden mehr gewöhnt, beschäftigte sich inzwischen mit dem Herstellen eines Mahls, wozu die Gastfreunde ihr die den Verhältnissen entsprechenden Mittel bereitwillig zur Verfügung stellten. Ihrer vier waren es, erprobte westliche Jäger, deren zwei Pierre nicht zum erstenmal sah. Der Biberjagd bis in den Frühling hinein obliegend, waren sie am Kleinen Colorado herunter gekommen und endlich in die wildreiche Gegend am Großen Colorado verschlagen worden. Es lag in ihrer Absicht, binnen kürzester Frist die Rückreise nach Santa Fé anzutreten. Sie erklärten sich daher freudig bereit, die ihnen vom Zufall beigesellten Gäste als Begleiter bei sich aufzunehmen.

Die nächsten Tage verbrachten Braddon und seine Gesellschaft mit dem Trocknen der ihnen gebliebenen Habseligkeiten. Die Karten wie die Zeichnungen Joachims, die sie auf dem Körper gesichert trugen, waren von der Feuchtigkeit verschont geblieben, gerettet waren die Schußwaffen. Wurde dadurch eine Last von ihren Gemütern genommen, so diente die Umgebung nicht minder dazu,

ihre Stimmung freundlich zu beeinflussen. Joachim hatte alsbald seine Streifereien wieder aufgenommen und überall, wohin er seine Schritte lenkte, blieb Tewani ihm zur Seite. Wie das der Mutter beraubte junge Reh dem es liebevoll pflegenden Jäger, folgte sie ihm wie sein Schatten. Sie ahnte nicht, was sie immer wieder zu ihm trieb, was sie beunruhigte, wenn er aus ihrem Gesichtskreise trat, wogegen Joachim sich vollkommen der innigen Freude bewußt, welche die liebliche Blume von Mooshauch durch die unbefangen dargebrachten Beweise ihrer Anhänglichkeit ihm bereitete. Saß sie aber neben ihm, seine Hand mit stiller Bewunderung überwachend, wie Linie auf Linie unter ihr hervorging und sich allmählich zu einem leicht zu erkennenden Ganzen gestaltete, dann prägte sich in ihren bräunlichen sammetweichen Zügen aus, daß die Leiden und Schrecken der fürchterlichen Stromfahrt vergessen waren, sie sich so geborgen fühlte, wie nur je auf den Plattformen der hoch gelegenen Moquistadt, die bis dahin ihre einzige Welt gewesen.

Und weiter zeichnete Joachim, während die unterwürfig gedämpfte Stimme kosend zu seinem Herzen drang, mit erhöhtem Eifer immer neue Scenerien vervollständigend, an die sich für ihn so reiche Erinnerungen knüpften und von denen er baldigst scheiden sollte auf Nimmerwiedersehen. Und was nur irgend dazu dienen konnte, ihn zu regem Schaffen zu begeistern, das war ihm ja in Fülle geboten.

Ueber das grüne Thal hinweg auf der anderen Seite des Colorado erhob sich pyramidenartig ein verwitternder gewaltiger Felsbau. Auf der ihm zugekehrten schroff abfallenden Seite veranschaulichte er in zahlreichen horizontal laufenden farbigen Bändern ebenso viele Weltepochen. Wie ein Riese ragte er zwischen den anderen bizarr geformten Gebilden empor, als hätte er versucht, sich in der bewegten Oberfläche des Stromes zu spiegeln. Alles

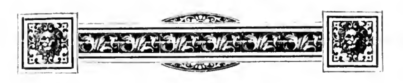
ringsum wild und verworren. Dazwischen eingenestelt wie ein Diamant*) das grüne Thal, ein Bild idyllischen Friedens. Das Küchenfeuer, vor dem Firefly sich regte, sandte seinen Rauch steil in den blauen Aether empor. Die daselbst weilenden Männer pflegten behaglich der Ruhe. Vierzehn oder fünfzehn Pferde grasten emsig. Dazu sang der Colorado seine eigentümlich hohle Melodie. Die heute wie vor tausend Jahren unabänderlich einherstürzenden Fluten schienen zu erzählen, zu berichten von den Geheimnissen des von ihnen geschaffenen Cañons.

Wie war es ringsum so schön, das Auge so seltsam fesselnd, und dennoch: wie furchtbar und schreckenerregend dehnte die starre Felsenwüste sich aus, die den lachenden Erdenwinkel einengte und von der ganzen übrigen Welt schied.

(Fortsetzung folgt.)

*) Anmerkung des Verfassers. „Diamond Valley" und „Diamond Creek" tauften wir Thal und Bach.





Die Fahrt nach Gretna Green.

Erzählung von Felix Lilla.

Mit Illustrationen von W. Zweigle.

(Nachdruck verboten.)

Es war an einem trüben und nebligen Septembernachmittag des Jahres 1826, als ein mit zwei abgehetzten, dampfenden Pferden bespannter Reisewagen in das nördlichste englische Dorf Cromarty, nahe der schottischen Grenze, rollte und vor dem einzigen Wirtshause anhielt.

Ein junger Mann steckte den Kopf aus dem Wagenschlag und rief hastig: „Keinen Aufenthalt hier, Ralph! Wir müssen weiter!"

„Es geht nicht, Sir," versetzte der Kutscher. „Die Pferde sind gar zu abgejagt. Entweder müssen wir hier Rast halten oder frische Pferde vorspannen."

„Gut denn; versuchen wir's also, frische Pferde zu erlangen."

Unterdessen war der Wirt der Dorfschenke vor seiner Hausthüre erschienen.

„Womit kann ich dienen?" fragte er höflich.

„Hab's ungeheuer eilig," antwortete der Reisende. „Brauche notwendig frische Pferde."

„Damit kann ich wohl aushelfen, Sir. Zuerst aber müssen die Tiere geholt werden, denn sie sind im Gras

draußen und nicht im Stalle. Belieben Sie unterdessen ins Haus zu kommen?"

Der junge Mann zog den Kopf zurück und sagte zu einer Dame im Wagen: „Es kann nicht anders sein, mein teures Lieb! Doch soll alles so schnell besorgt werden, wie es nur irgend möglich ist. Eine kleine Erfrischung hier wird uns beiden auch gut thun."

Er öffnete den Schlag und stieg aus. Danach half er seiner Begleiterin beim Aussteigen*). Dieselbe war eine junge, schöne, etwas furchtsam und aufgeregt aussehende Dame in elegantem Reiseanzuge.

„Aha!" murmelte der biedere Wirt von Cromarty. „Merkst du was! Das sind wieder gute Kunden für meinen Freund, den Schmied drüben."

Und laut fragte er: „Vermute, Sir, Sie wollen nach Gretna Green?"

„Jawohl. Wie weit ist's noch bis dahin?"

„Zwölf Meilen."

„Ist der Weg gut?"

„Es geht an. Man hat ihn vor etlichen Jahren einigermaßen ausgebessert, ihn aber leider nicht ganz neu machen wollen, wie Mr. Mac Adam es wünschte."

„Mac Adam — wer ist das?"

„Ei, das ist der berühmte Erfinder des verbesserten Baus der Landstraßen oder Chausseen, dessen neue Art man macadamisieren nennt. Der Herr wohnt eben jenseits der Grenze, einige Meilen von Gretna Green, auf seinem Landsitze beim Dorfe Moffat."

„So, so! — Also die Pferde! Ich bitte um Eile und verspreche gute Bezahlung. Und rasch einen Imbiß für mich und meine Braut."

Ein Knecht kam, um die erschöpften Pferde abzuschirren.

---

*) Siehe das Titelbild.

Ein anderer Mann rannte fort, um die bestellten Gäule von der Wiese zu holen. Der Reisende und die Dame gingen ins Gastzimmer, wo für sie schleunigst aufgetragen wurde.

„Weiß Ihr Kutscher genau Bescheid über den Weg nach Gretna Green?“ fragte der Wirt den Fremden.

„Ja, er ist schon einigemal dagewesen,“ antwortete dieser.

„Hm, sonst hätte ich Ihnen gerne einen zuverlässigen Mann mitgegeben.“

„Danke, es wird hoffentlich nicht nötig sein.“

„Haben Sie Gründe zu der Annahme, daß Sie verfolgt werden?“

„Leider muß ich das befürchten.“

„Wenn man Sie einholte oder noch im letzten Augenblick fast gleichzeitig mit Ihnen bei der berühmten Heiratsschmiede ankäme —“

„Das wäre äußerst unangenehm, vielleicht geradezu verhängnisvoll für uns! Und der ergrimmte Onkel und Vormund meiner Braut wird allerdings wie ein Sturmwind hinter uns her sein. Wir haben nur zwei bis drei Stunden Vorsprung.“

„Woher kommen Sie, wenn ich fragen darf?“

„Von Leeds. Ich heiße William Elgin und bin Kaufmann.“

„Hm, Sir, der Schmied von Gretna Green ist mein Freund, und ich selber habe auch Nutzen von seiner Beschäftigung, die darin besteht, bedrängten Liebenden zu helfen, sie gesetzlich fürs Leben zu vereinigen. Im Laufe dieses Jahres sind schon siebenundvierzig junge Paare hier durchgekommen, die meisten davon in ebenso großer Eile wie Sie. Aber keinem der Verfolger gelang es, die Heirat in Gretna Green zu verhindern. Sie kamen immer zu spät. Haha! Ja, Sir, wir haben hier so unsere Pfiffe und Kniffe.“

„Ich höre mit Vergnügen, daß Sie Ihre Sympathien entschieden den verfolgten Liebenden widmen und nicht den Verfolgern."

„So ist's, Sir. Haha, das bringt mir ein hübsches Sümmchen Geld ein."

Er schaute durchs Fenster.

„Da kommen meine beiden Braunen. Es wird nun gleich angespannt."

„Die Pferde scheinen mir nicht sonderlich gut zu sein."

„Bessere habe ich leider nicht."

„Das ist recht fatal! Der Onkel meiner Braut, Mr. Thomas Sinclair, ein reicher Gutsbesitzer, verfügt über die besten Pferde."

„Hat er auch einen eigenen Kutscher?"

„Ja."

„Ist derselbe jemals bis an die schottische Grenze gekommen?"

„Alice, weißt du das?" fragte der junge Herr, sich an seine Begleiterin wendend.

„Mein Onkel Thomas ist niemals in Schottland gewesen, und sein Kutscher Robin, soviel ich weiß, auch nicht," versetzte die junge Dame.

„Vortrefflich!" rief der Wirt. „Dann ist die Sache ja ganz einfach. Bitte, vertrauen Sie sich nur mir an. Der Herr Onkel soll Sie nicht einholen, dafür stehe ich. Die Sache ist ganz billig."

„Wieviel verlangen Sie für Ihre Hilfe?"

„Vier Pfund — zwei für mich, zwei für meinen Knecht, den schlauen Stephan, den ich dem Herrn Onkel als Führer aufschwatzen werde. Er wird dann auf den Weg nach Moffat und Crookdale gebracht und gelangt ganz gewiß nicht vor morgen früh nach Gretna Green."

„Das wäre herrlich, dann könnten wir ja ganz außer Sorgen sein! Wenn er aber gar nicht hier durchkäme?"

„Hier muß er jedenfalls durchpassieren, denn es ist ja der kürzeste Weg, nach dem er sich sicherlich erkundigt hat, und er wird auch bei meinem Hause anhalten, um sich weiter zu erkundigen. So pflegen es alle zu machen, die hinter den Liebesleuten her sind. Haha!"

„Gut! Hier ist eine Fünfpfundnote. Der Ueberschuß ist für den Imbiß und die Benutzung der Pferde. Ist's genug?"

„Danke, Sir! Bin zufrieden. Fahren Sie ruhig weiter mit Ihrer Dame. Also Sinclair heißt der Onkel?"

„Ja, er ist ein dicker Mann von reichlich fünfzig Jahren, mit rotem Gesicht und einer schwarzen Perücke."

„Sehr wohl!"

Das Liebespaar stieg in den Wagen.

„Adieu, Herr Wirt, und besten Dank! Wir verlassen uns also auf Sie!"

„Das dürfen Sie unbedingt, Sir. Wünsche viel Glück und Heil und Segen auf den Weg!"

Mit seiner Frau, die auch vor die Hausthür getreten war, sah der biedere Wirt dem fortrollenden Wagen nach.

Der Knecht hatte die abgeschirrten Pferde in den Stall gebracht, wo sie sich ausruhen sollten, bis sie wieder abgeholt und gegen die beiden anderen Gäule ausgewechselt werden würden.

„Ein gar liebes und schönes junges Paar!" sprach gefühlvoll Frau Snuff. „Es wäre doch wahrhaftig eine Sünde und Schande, wenn sie von dem alten Onkel eingeholt und getrennt würden."

„Bin ganz deiner Meinung, Susanna. Darum stehe ich ihnen bei aus Mitleid, und außerdem ist's ein gutes Geschäft, solchen jungen Liebesleuten nützlich zu sein. — Stephan!"

Der Knecht, ein junger, pfiffig aussehender Mensch, lief herbei.

„Herr?“

„Mutmaßlich wird bald ein gewisser Thomas Sinclair hier anlangen, der hinter den jungen Liebesleuten her ist,



die eben von hier fortfuhren. Er soll abgehalten werden, rechtzeitig Gretna Green zu erreichen. Du wirst das besorgen; dafür bekommst du zwei Pfund.“

„Ein schönes Sümmchen! Es wird sich machen lassen, wenn der Herr nicht zu bald kommt. Der Nebel wird immer dichter, und wenn erst die Dunkelheit eintritt, wird die Sache leicht auszuführen sein."

„Natürlich. Ich werde dich als Führer empfehlen, und du leitest den Wagen nicht rechts nach Gretna Green, sondern links so allmählich in die Moffatheide hinein, bis ans wilde Moor."

„Schon recht, Herr. 's ist ja nicht das erste Mal, daß ich so etwas ausführe. Werd's schon machen!"

— — — — — — — — — — — —

Etwa zwei Stunden später rasselte abermals eine Kutsche, von zwei prächtigen Schecken gezogen, ins Dorf Cromarty und hielt vor dem Wirtshause an.

Billy Snuff eilte dienstfertig vor die Hausthür. Aus dem Wagenschlag neigte sich das rote Gesicht eines ältlichen dicken Herrn.

„Beliebt es Ihnen, hier einzukehren, Sir?" fragte der Wirt.

„Habe jetzt keine Zeit dazu," versetzte der dicke Herr. „Muß unverzüglich weiter. Vielleicht auf dem Rückweg! Ich möchte aber um eine kleine Auskunft bitten."

„Stehe gerne zu Diensten, Sir!"

„Ist hier heute ein junges Paar durchgekommen, das nach Gretna Green wollte?"

„Jawohl, ein solches Paar ist hier durchgekommen."

„Wann?"

„Vor reichlich zwei Stunden. Er heißt William Elgin, sie heißt Alice, ihren Zunamen weiß ich aber nicht."

„Ganz richtig, die sind's! Kann ich den Wagen noch einholen?"

„Das wird wohl nicht gut möglich sein."

„Aber vielleicht kann ich noch rechtzeitig nach Gretna Green gelangen, um durch einen Machtspruch die Trauung

zu verhindern. Es sind doch jedenfalls einige Formalitäten, die Zeit in Anspruch nehmen, nötig, so einfach sie auch sein mögen nach dem verwünschten schottischen Gesetz."

„Sehr wenige sind erforderlich, Sir. Ein bißchen Schreiberei ins Register, das ist alles. Und der Schmied ist immer bereit. Hat's allergrößte Eile, so wirft er gar nicht mal erst sein Schurzfell ab."

„Es müssen doch zwei Zeugen beschafft werden!"

„Die sind für ein gutes Stück Geld auch sogleich zur Hand. Und zwar sind's die beiden nächsten Nachbarn des Schmieds, nämlich der Küster von Gretna Green und ein Tabakskrämer. Im Notfall thun's aber auch ein paar Schmiedegesellen."

„Verwünscht! Dann muß ich also doppelt eilen."

„Das müssen Sie, Sir. Kennt Ihr Kutscher genau den Weg? Er ist etwas schwierig und holperig und nicht leicht zu finden, besonders bei solchem Nebel. Auch fängt's bald an, zu dämmern."

Der Kutscher auf dem Bock wandte sich um und sagte: „Habe mich schon unterwegs erkundigt nach dem Wege und finde ihn schon."

„Es könnte doch fehl gehen, Robin!" rief der dicke Herr. „Glaube, es wird gut sein, einen wegkundigen Mann mitzunehmen."

„Ich empfehle Ihnen meinen Knecht Stephan," sprach der Wirt.

„Danke, Sir! Eine gute Belohnung sichere ich dem Manne zu."

„Stephan!" rief Billy Snuff.

Der Knecht lief eilig herbei.

„Geleite den Wagen des Herrn nach Gretna Green!" sagte augenzwinkernd der Wirt. „Du weißt ja Bescheid."

Stephan stieg zu dem Kutscher auf den Bock, und der Wagen rollte weiter nach Norden.

Der Wirt sah ihm schmunzelnd nach. „Ein vortreffliches Geschäft," murmelte er. „Gott segne meinen Freund, den Schmied, und die schottischen Heiratsgesetze!"

Danach ging er wieder in sein Wirtshaus zu einigen Bauern, die im Gastzimmer saßen und Karten spielten.

— — — — — — — — — — — —

Thomas Sinclair in seiner Kutsche brummte und schimpfte zuweilen über die Holprigkeit des Weges.

Die Gegend, welche durchfahren wurde, ist größtenteils Schafweide, aus hügeligen Grastriften und Heide bestehend.

Nach reichlich einer halben Stunde rief Stephan: „Jetzt sind wir in Schottland. Eben haben wir die Grenze passiert."

„Nun müssen wir also bald nach rechts abbiegen," sagte Robin. „So hat man mir's gesagt."

„Man hat Euch etwas weisgemacht," widersprach Stephan. „Zuerst geht's noch gerade aus, dann links ab."

„Das glaube ich aber nicht recht."

„Ich muß es doch besser wissen."

Der Nebel wurde immer dicker und schwerer. Die Dunkelheit begann.

„War das da rechts, was man undeutlich im Nebel sehen konnte, nicht ein Wegweiser?" fragte Robin.

„Jawohl."

„Und zeigt der nicht nach Gretna Green?"

„Nein," log Stephan, „nach Crookdale."

„Hm, das ist doch wirklich sonderbar."

Weiter fuhr die Kutsche. Es wurde nun allmählich so dunkel und der Herbstnebel so dick, daß man schon auf wenige Schritte Entfernung nichts mehr deutlich zu unterscheiden vermochte.

Thomas Sinclair steckte den Kopf aus dem Schlag und rief ärgerlich: „Langen wir denn noch nicht bald am

Ziele an? Es sollen ja doch nur zwölf kleine englische Meilen sein von Cromarty nach Gretna Green!"

Robin hielt plötzlich an. „Sir," sagte er, „ich vermute, wir sind gar nicht auf dem rechten Wege."

„Wie meint Ihr das?"

„Fast scheint mir's, daß wir hier auf offener Heide sind, wo Schafe weiden."

In der That vernahm man das Geblöke von Schafen.

„Zum Henker noch einmal!" schrie der dicke Herr in grimmigster Aufregung.

„Ich will's gleich einmal gründlich untersuchen," sagte bedächtig Robin.

Er sprang vom Bock auf den Erdboden. Stephan sprang ihm nach.

„Ha, Bursche!" rief Robin, indem er mit seiner Peitsche drohte. „Ist dies der Weg nach Gretna Green? Ist dies überhaupt ein Weg?"

„Sapperment, wir sind auf der Heide von Moffat!" sagte Stephan mit gut geheucheltem Erstaunen. „Wir haben uns verirrt. Das kann freilich geschehen bei solchem dicken Nebel."

„Sir," schrie Robin dem Mr. Sinclair zu, „dieser Kerl hat uns unzweifelhaft absichtlich in die Irre geführt. Er muß bestochen worden sein von Mr. Elgin. Soll ich ihn dafür tüchtig mit der Peitsche durchhauen?"

„Wenn dem wirklich so ist," sprach zornig der dicke Herr, „dann verdient er allerdings Hiebe und keine Belohnung."

Stephan brachte rasch mit einem weiten Sprunge seine Haut in Sicherheit.

„Verzichte auf beides!" rief er höhnisch lachend und verschwand im Nebel und in der Dunkelheit.

„Verwünschter Taugenichts!" schrie der Reisende, vernahm noch ein schallendes Gelächter und dann nur noch das melancholische Blöken der Schafe.

„Zweifellos ist's, ich bin fürchterlich genasführt worden," brummte Sinclair. „Wahrhaftig, so viel Umsicht und Verstand hätte ich diesem Elgin gar nicht zugetraut!"



„Was ist zu thun?" fragte Robin, nachdem er eine Wagenlaterne angezündet hatte, die aber nur schwachen Schimmer verbreitete. „Weiter zu fahren, scheint miß-

lich; vielleicht könnten wir unversehens in ein Moor geraten. Wir müssen umkehren, finden uns aber schwerlich zurecht in dem schauderhaften Nebel."

„Wo Schafe sind, ist wohl auch ein Schäfer aufzutreiben," meinte der dicke Herr. „Ein solcher könnte uns auf den Weg helfen. Heda! Holla! Ist jemand hier in der Nähe?"

Robin schrie ebenfalls aus Leibeskräften. Eine Weile war alles vergeblich. Dann aber wurde eine grobe Baßstimme vernehmlich, welche schrie: „Hallo, wer ruft da?"

„Verirrte Reisende!"

„Komme gleich!"

Ein bejahrter Schäfer mit einem Stabe in der Hand näherte sich. Im nächtlichen Nebel sah er aus wie ein Heidegespenst.

„Wie ist der Wagen hierher geraten?" fragte er. „Ihr seid auf der Moffatheide. Weiterhin ist das wilde Moor."

„Wir wollen nach Gretna Green," versetzte Thomas Sinclair.

„Da sind Sie weit vom rechten Wege abgekommen, Sir."

„Ja, ein junger Bursche Namens Stephan, den der Wirt in Cromarty mir zum Führer empfahl, hat uns arglistigerweise hierher gebracht."

„Haha! Merke was, Sir! Sie beabsichtigen wohl, eine Trauung in Gretna Green zu verhindern?"

„So ist's."

„Na ja, darum auch. Billy Snuff, der Wirt drüben in Cromarty, ist ein guter Freund des Eheschmieds."

„Verwünscht möge er sein! — Wollt Ihr uns auf einen gebahnten Weg bringen?"

„Ja, für einen Schilling."

Der dicke Herr reichte ihm in einer Anwandlung von großmütiger Laune zwei Schillinge.

„Danke, Sir!“ rief der Schäfer vergnügt. „Dafür bringe ich Sie gerne ganz nach dem Dorfe Moffat hin. Dort ist ein Wirtshaus, und Sie werden am besten thun, da zu übernachten, denn die Wege sind schlecht und seitwärts davon häufig Moore und Sümpfe. In dieser mondscheinlosen düsteren Nebelnacht ist es nicht rätlich, weiter nach Gretna Green zu fahren.“

„Das ist wohl wahr. Es ist schauderhaft, wie schlecht die Landstraßen in dieser Gegend sind.“

„Das ist aber gewiß nicht die Schuld meines wackeren Herrn.“

„Wer ist Euer Herr?“

„Ich bin als Schäfer in Dienst bei John Mac Adam, der nahe beim Dorfe Moffat wohnt.“

„Ist das der berühmte Erfinder des verbesserten Landstraßenbaus, dessen Neuerung man ihm zu Ehren macadamisieren genannt hat?“

„Jawohl, Sir.“

„Wie ist das möglich? In ganz England, in Frankreich, Deutschland, Oesterreich baut man eifrig Chausseen nach seiner neuen vortrefflichen Methode, hier aber in seiner Heimat ist davon nicht das Geringste zu verspüren.“

„Sir, Sie müssen bedenken, daß die Gemeinden hierzulande sehr arm sind. Das Bauen solcher guten Chausseen, die so hart und eben sind wie eine Dreschtenne, kostet viel Geld.“

„Hm, ja, das ist richtig. — Wie alt mag Mr. Mac Adam sein?“

„Einundsiebzig Jahre, dabei aber noch recht munter und rüstig*).“

---

*) Der berühmte Verbesserer des Chausseebaus John Mac Adam starb, einundachtzig Jahre alt, auf seinem Landsitze bei Moffat am 26. November 1836.

„Wäre die Stunde nicht so unpassend und hätte ich nicht sonst so viel Verdruß, so würde ich gern die persönliche Bekanntschaft des ausgezeichneten Mannes suchen," murmelte Thomas Sinclair. „Unter den obwaltenden Umständen muß ich jedoch auf dies Vergnügen verzichten. — Schäfer, setzt Euch zu meinem Kutscher auf den Bock, und dann vorwärts!"

„Wohl, Sir!"

Robin und der Schäfer nahmen ihre Plätze ein.

„Herum mit den Pferden!" rief der letztere. „Dorthin, Kutscher!"

Ueber die Heide rollte der Wagen, nach östlicher Richtung, und gelangte nach etwa zehn Minuten auf einen gebahnten Weg, dessen Beschaffenheit jedoch sehr viel zu wünschen übrig ließ.

Eine gute halbe Stunde später kam die Kutsche im Dorfe Moffat an. Dort übernachtete der dicke Gutsbesitzer im Wirtshause.

— — — — — — — — — — — —

Am anderen Morgen fuhr Thomas Sinclair nach Gretna Green, wo er gegen neun Uhr anlangte und vor der Schmiede anhielt.

Der berühmte Schmied, mit seinem Schurzfell angethan, kam vor die Thür. Ebenso seine Frau und seine beiden Gesellen.

„Hat sich hier gestern ein junges Paar trauen lassen?" fragte Sinclair.

„Jawohl, Sir," versetzte listig lächelnd der Schmied. „Nummer achtundvierzig in meinem diesjährigen Trauverzeichnis. Alles in bester Ordnung, Sir, nach schottischem Gesetz und Recht. Kein vorheriges Aufgebot war nötig. Die einfache Erklärung genügt hier. Die Gebühren sind bezahlt. Er heißt William Elgin und sie heißt —"

„Weiß schon, wie sie heißt. Wo sind sie geblieben?"

„Schon über alle Berge, Sir; zurück nach England, vermute ich. Sind Sie vielleicht Mr. Thomas Sinclair, der Onkel und Vormund der jungen Dame?“



„Ja, der bin ich.“

„Dann habe ich einen angenehmen Auftrag an Sie auszurichten.“

„Welchen denn?"

„Ich soll Sie schönstens grüßen von Mr. Elgin und seiner Gemahlin!"

„Vorwärts, Robin!" schrie wütend der dicke Herr. „Der Teufel hole dieses elende Abenteuer und die schottischen Gesetze!"

Die Kutsche rollte fort. Der Schmied blickte dem Wagen nach und lachte. Seine Frau und die beiden Gesellen lachten ebenfalls.

An der geschehenen Thatsache ließ sich nichts mehr ändern. Der dicke Gutsbesitzer kehrte, ohne unterwegs im Dorfe Cromarty anzuhalten, da er sich nicht abermals über den pfiffigen Wirt Billy Snuff ärgern wollte, nach seiner Heimat bei Leeds in Yorkshire zurück.

— — — — — — — — — — — —

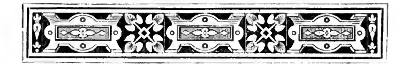
Thomas Sinclair war zwar bärbeißig und hitzköpfig, aber im Grunde seines Herzens gutmütig.

Er hatte einen jungen Gutsnachbar, der ein ebenso ausgezeichneter Fuchsjäger war, wie er selbst. Diesem hätte er so gerne die Hand und das ansehnliche Vermögen seiner verwaisten Nichte Alice gegönnt, und auch die Erbschaft, welche ihr dereinst noch zufallen sollte, denn Sinclair war Witwer und kinderlos.

Nun hatte sich alles anders gefügt. Aber die zornlindernde Zeit ging darüber hin und nach einigen Monaten kam die schöne Stunde der Versöhnung.

Der dicke Herr sah ein, daß William Elgin in Leeds ein sehr braver und tüchtiger Geschäftsmann sei, und daß Alice glücklich mit ihm lebe. So gab er sich denn über das Geschehene zufrieden und enterbte seine Nichte nicht, als es fünfzehn Jahre später mit ihm zu Ende ging.

———✱———



Hundemoden.

Ein Beitrag zur menschlichen Narrheit.

Von **Hans Scharwerker.**

Mit 16 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Daß die Mode eine launische und extravagante Göttin ist, Männlein und Weiblein tyrannisiert, zu den größten Ausschreitungen verführt, der Eitelkeit und Oberflächlichkeit Vorschub leistet, Milliarden verschlingt, die, nützlicher und ersprießlicher angewendet, einen Teil des menschlichen Elends lindern könnten, daß sie über Vernunft, Verstand und oft auch über die Moral triumphiert und nicht nur Wohlstand und Glück, sondern nicht selten auch Gesundheit und Leben ihrer Sklaven und Sklavinnen verschlingt, das alles ist tausendmal seit ihrem Entstehen gepredigt und keine Ausdrücke der Verachtung und des Spottes sind gespart worden, um sie in Mißkredit zu bringen und vom Throne zu stürzen. Wie bekannt, vergeblich. Daß sie aber im Laufe der Zeiten im wahren Sinne des Wortes „auf den Hund" kommen werde, das haben ihre größten Widersacher sich nicht träumen lassen. Aber so ist es in der That. Die Wirklichkeit überbietet stets die kühnste Phantasie.

Die Mode ist auf den Hund gekommen. Nämlich so.

Es giebt gegenwärtig nicht nur zweibeinige, sondern auch vierfüßige Gigerl, und nicht nur Koketten mit verführerischen Blauaugen und blonden Locken, sondern auch solche mit niedlichem Schlappohr und Ringelschwanz. Dieser Triumph der Zivilisation war den letzten Jahren vorbehalten, und dieser Fortschritt entstand natürlich im „Herzen der Welt", in Paris, wo die reichen Müßiggänger aus allen fünf Erdteilen sich ein Stelldichein geben. Von dort verbreiteten sich dann die Hundemoden auch nach London und New York. Berlin und Wien kennen diese neueste Extravaganz erst in ganz vereinzelten Beispielen. In welchem Umfange aber der sinnlose Luxus und die Modewut bei den reichen Damen von Paris und London herrscht, so daß die Ausschmückung der eigenen Persönlichkeit mit dem kostbarsten Tand nicht mehr genügt, sondern der „süße Liebling" jede Toilettenwandlung seiner Herrin mitmachen muß, davon wollen wir in den folgenden Zeilen unseren Lesern einen Begriff zu geben suchen. — Daß viele Modedamen aus den ersten Kreisen ihre Hunde mehr lieben, wie ihre Kinder, ist ja leider eine bekannte Thatsache; neu ist nur



Nr. 1. Hochzeitskostüm.



Nr. 2. Winteranzug.

daß für die „modische Toilette" solch eines verhätschelten Vierfüßlers jetzt große Summen aufgewendet werden müssen. Auch hat sich natürlich sogleich die Industrie in den Dienst dieser neuesten Modethorheit gestellt, und es giebt Hundeschneiderinnen, Hundefriseure, Hundejuweliere, Hundezahnärzte, ein Modejournal für Hunde oder, wenn man lieber will, ein hündisches Modejournal, Bade- und Klubräume für Hunde, Hundetodesanzeigen, Hundevisitenkarten, Hundebälle — kurz, was die extravaganteste Phantasie in diesem Punkte nur ersinnen kann.


Nr. 3. Theateranzug.

Im Palais Royal in Paris hat eine Madame Ledouble ein reich ausgestattetes Hundemagazin, in dem man alles, was die Toilette des aristokratischen Hundes erfordert, in höchster Vollkommenheit erhält. Diese Wohlthäterin der Menschheit versendet an ihre Kunden ein illustriertes Preisverzeichnis mit Modebericht, dem wir die folgenden Modelle „feiner Hunde" entnehmen.

Nr. 1 zeigt uns einen Hund angethan mit einem Hochzeitskostüm. Es ist aus weißer Seide, ausgeschmückt und aufgeputzt mit Atlasband und Orangenblüten. Nur in solchem Kostüm ist Mimi oder Titi chic und darf am Hochzeitstage seiner Herrin in deren Gegenwart gesehen werden. Preis 100 Mark.

Nr. 2 zeigt uns das Hundegigerl im Winteranzug. Ein solcher muß aus gut gefütterter Decke und einem Pelzkragen bestehen; letzterer entscheidet hauptsächlich über den Preis. Besonders beliebt sind Chinchilla, Zobel und Hermelin.

Will man sein Schoßhündchen mit ins Theater nehmen, so ist ein Wechsel der Toilette unerläßlich. Madame Ledouble empfiehlt für diesen Zweck ihr Modell 3. Der Anzug besteht aus reich gesticktem oder benähtem Sammet, mit einem feinen Krägelchen aus Zobel.

Aber mit dem bloßen Anzug ist es natürlich nicht gethan. Ein aristokratischer Hund legt selbstverständlich auf seine Wäsche und Beschuhung das höchste Gewicht, und



Nr. 4. Weiße Wäsche und Schuhzeug.

so folgt auf Modell 4 eine Auswahl dieser unentbehrlichen Toilettenartikel. Die Hundedame links auf dem Bilde ist angethan mit einem Morgenrock aus Seide, ihr Gefährte rechts mit einem fleckenlos leuchtenden weißen Nachtgewand; vor ihnen liegt eine Auswahl von Nachtgewändern aus Leinen, Seide und Flanell, sowie ein Assortiment von Taschentüchern, wie sie bei den verschiedenen gesellschaftlichen Veranstaltungen zu benutzen sind, und endlich eine Anzahl von Hundeschuhen zum Knöpfen wie Schnüren, je nach Belieben.

Aber nicht immer giebt es Freudentage. Ein Hund, der sich zur „Gesellschaft" rechnet, darf auch in schweren



Zeiten den Anstand nicht verletzen, zum Beispiel unter keinen Umständen, wenn Trauer in der Familie ist, in bunter Toilette herumspazieren. Ein solches Zeichen von Herzlosigkeit und Mangel an Takt würde ihn sicherlich in der Gesellschaft unmöglich machen. Es ziemt sich vielmehr, daß er alsdann ein Trauerkostüm (Nr. 5) anlege, wie es die Mode vorschreibt, aus schwarzem Tuch, Sammet oder Seidenmull mit schöner, breiter Krause. Das Taschentuch darf auf keinen Fall fehlen, es steckt in einer Seitentasche des Trauerüberziehers und ist bei Anfällen von Rührung zu benutzen.

Selbstverständlich fehlt es auch nicht an passenden Toiletten für Besuch und Reise. Die interessante Gruppe Nr. 6 zeigt uns solche. Der Hund im Hintergrund links trägt ein Besuchskostüm aus grünem Tuch mit Astrachanbesatz. Sein Freund, der vor ihm steht, hat einen hellen Reisemantel aus Flanell an mit Kapuze; der rechts hinten sichtbare Hundedandy trägt einen Frühjahrsanzug aus hellem, leichtem Stoff, und der andere einen Besuchsanzug für besonders feierliche Gelegenheiten, angefertigt aus feinem rotem Stoff mit weißem Besatz. In der Tasche links steckt ein seidenes Taschentuch.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß man einen Unterschied machen muß in der Wahl der Reisetoiletten, je nachdem man nach der Schweiz oder nach Trouville, aufs Land oder ins Seebad reist. Ein Hund, der bei diesen Anlässen dasselbe Kostüm tragen würde, beginge einen schweren gesellschaftlichen Verstoß. Um auf der Höhe der Zeit zu bleiben, ist es daher nötig, stets den Rat der Hundemodistin einzuholen und getreulich zu befolgen.

Da, wie gesagt, die Londoner Damen der oberen Zehntausend oder solche, die dazu gerechnet werden möchten, alsbald dem Beispiele ihrer Pariser Schwestern gefolgt sind, und mit Feuereifer die Hundemoden adoptiert haben,

so sind auch in London Institute entstanden, die dem entstandenen Bedürfnisse Rechnung tragen. In New Bond Street giebt es ein vornehmes Hundeausstattungsgeschäft unter dem Titel „Dogs Toilet Club", wo man alles erhalten kann, was die Hundemode erheischt.

Das Empfangszimmer dieses Institutes, in welchem sehr vornehme Kundschaft verkehrt, ist dementsprechend eingerichtet. Alles hat dort Bezug auf den Hund, um den Hund dreht sich alles. Der Prospekt selbst, gedruckt in Blau und Gold, ist mit Emblemen des „Hundetums" ausgestattet. An den Wänden und auf dem Kaminsims hängen und stehen Bilder aus dem Hundeleben, selbst der Glastisch neben dem Kamin enthält die neuesten Muster „entzückender" Promenadetoiletten für Hunde und dergleichen. Hierher kommen die Damen, um ihre Lieblinge kämmen, bürsten, waschen, scheren oder in anderer Weise pflegen zu lassen. Damit die „süßen Geschöpfe" nicht etwa ungeduldig oder gar ungebärdig werden, stehen Leckerbissen aller Art zu ihrer Besänftigung bereit, auch ist Garantie dafür gegeben, daß die aristokratischen Hunde, die der Obhut dieses Institutes anvertraut werden, stets nur die zarteste, liebevollste und aufmerksamste Behandlung genießen.



Nr. 5. Trauerkostüm.

Diese ist besonders nötig bei der Haut- und Zahnpflege, und viele feine Damen lassen es sich trotz aller Proteste der ausübenden Künstler nicht nehmen, bei

solchen Prozeduren gegenwärtig zu sein, damit auch alles mit rechten Dingen zugehe und dem Freunde ihrer Seele nichts Uebles geschehe. Sie dringen bis in den Hundebaderaum ein, und wenn ihr vierfüßiges Idol bei den ihm keineswegs angenehmen Prozeduren des Waschens, Bebrausens, Kämmens, Champooings, Frisierens und Parfümierens Proteste des Unwillens oder gar Laute der Klage hören läßt, so knieen sie nicht selten auf die nasse Erde nieder, um mit den süßesten Koseworten dem armen mißhandelten Wesen Mut und Trost zuzusprechen. Es ist eine Thatsache, daß diese gefühlvollen Damen oft ihre Dienstboten in der wegwerfendsten und herzlosesten Art behandeln, über einen Wehlaut ihres Hundes aber in wahre Krämpfe des Schmerzes und der Verzweiflung geraten. Uebrigens wird bei allen Badeprozeduren für die kleinen Schoßhündchen nicht etwa gemeine Seife verwendet. Bewahre! Selbst parfümierte Toilettenseife wäre für die zarte Haut dieser verwöhnten Geschöpfe noch viel zu scharf. Nur das Gelbe vom Ei besitzt die nötige Weichheit und Milde. Solch ein Hundebad ist denn auch so teuer, daß ein ganzes Rudel verwahrloster Londoner Straßenkinder dafür ins Bad geschickt und von seinem Schmutz befreit werden könnte.

Mit dem Dogs Toilet Club ist, wie schon vorübergehend erwähnt, auch ein zahnärztliches Atelier verbunden. Die Reinigung der Zähne findet gewöhnlich mit einer Zahnbürste und Kochsalz statt; es giebt aber Hunde, die Kochsalz nicht lieben und parfümiertes Zahnpulver vorziehen. Das Zahnausziehen wird „elegant und schmerzlos" ausgeübt, und kostet pro Zahn 5 Mark. Auch werden falsche Hundezähne angefertigt, und es ist nicht etwa ein schlechter Witz, sondern nackte Wahrheit, daß im Bois de Boulogne bei Paris oder im Hyde Park in London aristokratische Hunde „promenieren", die gleich ihrer schönen

Herrin ein falsches Gebiß haben. Manche Hunde mit hellem Fell werden auch je nach der gerade herrschenden Mode gefärbt, doch hat dies nicht recht allgemein werden können.

Die Hauptsache bleibt immer die Toilette und was damit zusammenhängt. Eine fashionable Hundeschneiderin mit aristokratischer Kundschaft braucht kein geringeres Maß von Geschicklichkeit, Erfindungsgabe und Geschmack, als



Nr. 6. Besuchs- und Reiseanzüge.

eine Damenschneiderin, will sie den Ansprüchen ihrer vornehmen Kundschaft genügen. Ein „stilvolles" Promenadenkostüm für einen Schoßhund mit Doppelkrause am Hals, aus Tuch, Sammet oder Seide, mit goldenem Schloß und Seidentäschchen für Taschentuch und Visitenkarte kostet bis 300 Mark.

Wird eine elektromagnetische Kette zwischen die Säume eingelegt, als Mittel gegen den hündischen Rheumatismus, so kommt der Anzug entsprechend teurer. Ueberdies hat die Schneiderin, wie auf unserem nach einer Photographie angefertigten Bilde zu sehen, stets ein paar Flaschen mit

Parfüm neben sich stehen, um sich beim Arbeiten damit die Hände anzufeuchten und auch später die fertigen Hundetoiletten damit zu besprengen. Sie riechen sonst bei der Ablieferung nach der Werkstatt, und gegen derartigen Plebejergeruch sind die Hunde der hohen Aristokratie besonders empfindlich.

Zum feinen Anzug gehören bei schlechtem Wetter Stiefel. Sie sind gewöhnlich aus Gummi gemacht, zum Knöpfen eingerichtet und haben den Zweck, die aristokratischen Hundefüße vor dem Schmutz der Straße zu bewahren. Bei besonderen Gelegenheiten aber sind Paradestiefel erforderlich, aus feinem Juchtenleder mit seidenen Schnürbändern. Von solchen kostet die Garnitur 40 Mark.

Doch damit nicht genug! Auch der Regen könnte manchem vierfüßigen Damenliebling schädlich werden, besonders Möpse sind weichlich und leicht Erkältungen ausgesetzt. Die Industrie, die alles macht, was bezahlt wird, hat auch hier Abhilfe geschaffen durch Erfindung des Hunderegenschirms. Bei „Hundewetter" also zeigt sich der Modemops wie auf unserem Bilde zu sehen. Angethan mit Tuchüberrock (zu 20 bis 50 Mark), auf dem die eingestickten Initialen der Herrin prangen, ordnungsmäßig beschuht und mit dem Regenschirm ausgestattet, wandelt er stolz seine Straße. Das seidene Regendach ist auf einer Art Sattel befestigt und kostet 100 Mark.

Mit allem diesem aber ist die Ausstattung eines modernen Hundegigerls noch lange nicht vollständig. Es gehören dazu noch eine Unmenge kostbarer Kleinigkeiten, in deren Erfindung und Anfertigung natürlich wieder Paris den Ton angiebt. Eine kleine Auswahl solcher Neuheiten zeigt unser Bild auf S. 111. Da ist zuerst links oben ein Hundestehkragen aus Elfenbein mit schwarzem Schlips, rechts gegenüber ein ebensolcher nach etwas veränderter Façon mit Schlips, goldenem Glöckchen und



Im Empfangszimmer des Dogs Toilet Club in London.

weißseidener Leine, sodann ein feines weißseidenes Taschentuch mit Spitzenbesatz, goldene Hals- und Arm- oder vielmehr Fußbänder verschiedener Größe und Form, ein Päckchen silberner Haarnadeln für die Toilette kleiner langhaariger Seidenhunde, eine Schleife aus Seidendamast mit Diamantschloß (Wert 900 Mark) und rechts unten in der Ecke ein feines Leinentaschentuch und ein silbernes Halsband. Feine goldene Halsbänder kosten von 20 bis 1200 Mark; Fuß- oder Knöchelringe 40 bis 200 Mark; silberne bekommt man schon für 15 Mark, doch passen solche nicht für einen feinen Damenhund. Ein Yorkshire Terrier im Gewicht von 2½ Pfund, wie sie jetzt in der englischen Aristokratie Mode sind und 100 bis 1500 Mark kosten, muß auch einen Diamantfußschmuck im Werte von 500 Mark oder mehr tragen.

Daß diese kostbaren Tiere eine eigene „Hundejungfer" haben, die sie daheim pflegt und kleidet, versteht sich von selbst. Auf dem Hundewaschtisch einer aristokratischen englischen oder französischen Dame befindet sich eine ganze Anzahl feiner und gröberer Kämme, Bürsten und dergleichen Toilettenartikel aus dem kostbarsten Material, Schildkrot, Stahl, Silber mit dem eingelegten Namen des hündischen Eigentümers. Derartige Artikel kosten zwischen 3 und 10 Mark das Stück.

Solch ein Hund in voller Toilette, fertig, um mit seiner Herrin einen Vormittagsbesuch zu machen, ist nicht nur das komischeste Wesen, das man sich denken kann, sondern trägt auch in seinem Kragen, Schlips, Ueberrock, Schleife, Halsband und Fußring ein kleines Vermögen an sich. In der Tasche vorn auf der Brust stecken die Visitenkarten, denn die hündische Etikette erfordert es, daß die Herrin, sobald sie mit ihrem Hundegigerl in ein Haus kommt, wo sich ebenfalls ein Hund befindet, neben der eigenen Visitenkarte auch die ihres Hundes abgiebt.

Ein solch vornehmes Tier kann natürlich auch nicht ohne ein entsprechendes Lager sein. Die Industrie baut für solchen Zweck fein ausgestattete Hundekörbe zu jedem Preise. Sie sind mit weichem Pelzwerk, meistens Seehundsfell, gefüttert und mit Seide, Plüsch und dergleichen besetzt und geschmückt. Die Farbe des Ornamentes muß sich nach der Farbe der Möbel und Gardinen des Zimmers



Das Hundebad im Dogs Toilet Club.

richten, in welchem der Hundekorb steht. Aristokratische Radfahrerinnen haben eigene, am Zweirad leicht zu befestigende Hundekörbe, damit sie im stande sind, auch bei ihren Ausfahrten auf dem Rade den Liebling ihres Herzens stets mit sich zu führen. Daß die Sommerreisen nicht ohne diesen gemacht werden, versteht sich von selbst. Doch wäre

es grausam, das liebe Tier in den Hundekäfig der Eisenbahn zu thun. Man hat daher tragbare Hundekäfige für die Reise in Form eines Handkoffers aus Rindsleder oder Krokodilhaut mit silbernem Bügel angefertigt. Preis 80 bis 200 Mark. Ausgefüttert ist dieser Hundekäfig mit Lammfell und die eine Seite zum Zweck der ausreichenden Ven-



Hundeschneiderin bei der Arbeit.

tilation mit einem Drahtnetz verschlossen. Oberhalb desselben ist ein Vorhang angebracht, der heruntergerollt werden kann, falls der Hundearistokrat schlafen möchte, oder ihn vielleicht die Sonne geniert.

Die Objekte dieser zärtlichen Fürsorge seitens ihrer Herrinnen sind, wie wohl kaum besonders bemerkt zu werden brauchte, ausschließlich Schoßhunde, jene kleinen kostbaren, verweichlichten, kläffenden Wesen, die jedem männlichen Besucher zwischen die Füße laufen und nur

dazu da zu sein scheinen, Unheil anzurichten. Geradezu widerlich ist es auch, anzusehen, wie zärtlich Herrin und Hund miteinander verkehren. Den Gipfel erreicht aber die Unnatur und Verkehrtheit vornehmer Damen, wenn solch ein Schoßhund einmal — meist aus verdorbenem Magen — krank wird. Der Schmerz und die Verzweiflung kennt dann keine Grenzen, der vierfüßige Patient wird mit den ausgesuchtesten Fleischspeisen gefüttert und alles aufgeboten, ihn zu heilen. Es giebt prächtig eingerichtete Hundesanatorien, und nicht selten verordnen die



Eine Garnitur Hundestiefel.

Leibärzte dieser Hundegigerln ihren vornehmen Patienten eine Reise ins Bad, der Luftveränderung wegen.

Ein bekannter Londoner Tierarzt, der solche vornehme Kundschaft hat, erzählt aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen unter anderen folgende Anekdoten. Eines Tages kam die Gräfin N. in das Sprechzimmer eines berühmten Tierarztes mit einem Schoßhunde von ausgesuchter Häßlichkeit. Der Arzt sah auf den ersten Blick, daß das Tier im Sterben lag. „Es ist nichts zu machen, Mylady,“ sagte er achselzuckend. Die Gräfin geriet außer sich, verfiel in hysterische Krämpfe, warf sich laut schreiend und weinend auf den Boden und befahl dem Tierarzte, mit

ihr an dem Hundekorbe niederzuknieen und zu Gott für den sterbenden Hund zu beten.

Eine andere, ebenfalls wahre Geschichte. Eine Lady brachte dem Tierarzte ihren Pudel zur Pflege, der offenbar krank war. Der Arzt erkannte sofort, daß sich das



Bei „Hundewetter".

Tier an allerlei Leckerbissen überfressen hatte und nur durch Diät in seinem „Sanatorium" geheilt werden könne. Jocko wurde also dorthin gebracht. Zweimal täglich fuhr die Equipage der Lady vor des Arztes Hause vor, und ein Diener brachte auf silberner Schüssel das „Diner" für den kranken Hund, gebratenes Geflügel in feinster Zu-

bereitung. Der Tierarzt wies die Schüssel jedesmal ab, gab dem Diener Auskunft über Jockos Befinden und freute sich, wenn der Mann darauf hinter die Hundekasten



Einige Pariser Neuheiten für Hundegigerl.

ging und mit größtem Appetit das köstliche Gericht verzehrte. Das ging so einige Zeit lang fort, bis der Tierarzt endlich dem Diener eröffnen mußte, daß Jocko gesund sei. Der arme Mann war ganz erschrocken, als er hörte, Jocko solle jetzt heim. „Ach, Herr Doktor," bat

er mit kläglicher Miene, „behalten Sie ihn doch noch ein paar Tage. So gut wie bisher habe ich mein Lebtag nicht gespeist."

Leider steht dieser Fall nicht vereinzelt da. Eine Modedame von heutzutage ist im stande, für ihren Schoßhund so ziemlich alles zu opfern und scheint außer ihren Toi-



In Besuchstoilette.

letten nichts Höheres auf Erden zu kennen. Die Fürsorge für die Hunde übersteigt bei weitem die für die Menschen. Mr. A. Sewell, ein berühmter „Hundespezialarzt" Londons, erhielt zum Beispiel eines Nachts eine Depesche von einer Lady bei Oxford, er möge sofort kommen, ihr Hund sei die Treppe hinabgefallen und habe sich ein Bein gebrochen. Der Tierarzt telegraphierte zurück: „Letzter Zug schon fort." Als Antwort kam die Depesche: „Extrazug nehmen!"

Und richtig, Sewell fuhr mit Extrazug zu dem vornehmen vierfüßigen Kranken. Derselbe Arzt kennt einen Damenpudel, für den täglich besonders eine Hammelskeule geschmort wird. Kleinere Hunde bekommen meistens Geflügel und bei Unpäßlichkeit Fasanenbrüste und ähnliche Leckerbissen von ihren besorgten Herrinnen.

Unter den größeren Hunden ist es fast nur der Pudel,



Hundekorb.

der sich bei der Damenwelt hoher Bevorzugung erfreut. Als Gigerlhund kann man ihn freilich nicht gebrauchen, wie die kleinen Schoßhunde, aber für seine Schur und Pflege giebt es besondere Spezialisten. Einen gewöhnlichen Hundescherer an das Fell eines aristokratischen Pudels heranzulassen, wäre unerhört, nur ein Künstler in seinem Fache ist solcher Ehre würdig. Der bedeutendste „Künstler" Londons in diesem Fache ist gegenwärtig Mr. W. R. Brown. Er selbst nennt sich stolz so und hat eine gewisse Berechtigung dazu. Seine Geschicklichkeit ist in der That erstaunlich und seine Einnahmen nicht minder.

Ein Pudel muß geschoren sein, das steht fest. Aber die gewöhnliche Löwenschur ist für vornehme Pudel gegenwärtig außer aller Frage. Niemand kann sich mit einer so gewöhnlichen Schur kompromittieren — die Hundemode verlangt eine kunstvolle und je nach den Jahreszeiten oder sonstigen Gelegenheiten wechselnde Schur. Hier ist Mister Brown der Meister, er schneidet in das Haar eines Pudels alles, was man verlangt. Sein Handwerkszeug besteht aus einer ganzen Auswahl von Instrumenten, Scheren, Rasiermessern in jeder Form und Größe. Er hat zum Beispiel besondere, ganz abenteuerlich gebogene und gestaltete Scheren, um damit in die feinsten Ecken und Winkel zu kommen, wenn es gilt, des Pudels Fell in Art eines Spitzenmusters zu scheren. Beliebt bei aristokratischen Familien ist vornehmlich, daß der Pudel das Wappen des Hauses aus dem Fell geschnitten trägt. Sportsleute bevorzugen Rennpferde, mit dem Namen des Siegers beim letzten Derby, Jagdscenen oder Faustkämpfe. Der Pudel auf unserem Bilde zum Beispiel zeigt auf seinem Rücken den Faustkampf zwischen den englischen und amerikanischen Champions Corbet und Mitchell. Der Preis eines solchen Scherkunstwerks beträgt 45 Mark; Krone und Monogramm ist für 25 bis 30 Mark zu haben; aber selbst eine ganz einfache Schur von Mister Browns kunstreichen Händen kostet 20 Mark. Freilich ist die Arbeit auch mühsam. Feine teure Muster lassen sich nicht gut mehr als drei täglich herstellen; bei einfacheren Schuren bringt es Brown mit Hilfe seiner Frau auf fünf. Nebenher ist er auch Hundehändler und -abrichter, denn ein Pudel, der den Serpentintanz ausführen, auf dem Seil gehen oder Klavier spielen kann, wird mit fabelhaften Summen bezahlt.

Ja, solch ein vierfüßiger Liebling vornehmer Damen führt ein beneidenswertes Dasein, und stirbt er, so wird ihm, wie dies in England schon seit einigen Jahren ge-

bräuchlich ist, ein mehr oder minder pomphaftes Leichen-begängnis veranstaltet und seine Leiche, ganz wie eine menschliche, in die Erde gesenkt. Ueber dem Grabe erhebt sich ein oft kostbarer Granit- oder Marmorstein mit Goldschrift*). An alle hündischen Freunde erfolgt die Todes-



Tragbarer Hundekäfig für die Reise.

anzeige durch eigens zu diesem Zweck gedruckte schwarzgeränderte Karten, und manch gefühlvoller, gereimter Nachruf preist die seltenen Tugenden des Dahingeschiedenen und schildert den untröstlichen Schmerz der trauernden Hinterbliebenen.

Manche Damen ziehen es vor, ihre Hunde verbrennen zu lassen, um die Asche des teuren Verewigten stets in

*) Vergl. „Bibliothek d. U. u. d. W." 1895, Band 4.

ihrer Nähe haben zu können. Die Firma H. Barrett in London stellt Aschenurnen für Modehunde von 200 bis



Nach einer Photographie von Robinson, London W., Regent Street.
Mr. Brown bei der Arbeit.

5000 Mark her. Ja, vor kurzem ließ eine sehr reiche Dame für die Asche ihres verstorbenen Lieblings Monkey, eines kleinen Seidenhundes, eine kostbare, mit Bildwerken und symbolisch-allegorischen Ornamenten ausgestattete Sänfte

bauen, welche die Krystallurne, in die der Name des Hundes in Diamanten eingelegt war, enthielt. Dieses kostbare Hundemausoleum kostete 12 000 Mark.

Mit diesem ausgesuchten Stück moderner Narrheit wollen wir unseren Aufsatz über Modehunde und Hundemoden schließen. Sind die Lieblinge dieser vornehmen Damen vom Hundestandpunkte aus auch zu beneiden, so sind diese Damen selbst vom menschlichen Standpunkt aus sicherlich zu bemitleiden, denn wie arm an Liebe müssen sie sein, um ihr Herz in solcher Weise an Tiere zu hängen; wie arm an Urteil und Verstand, um das Lächerliche und Verwerfliche eines solchen Gebarens nicht zu erkennen!





Dunkle Wege.

Novelle von Gregor Samarow.

1. (Nachdruck verboten.)

An einem Waldabhange der thüringischen Berge lag das Schloß Rottbergen, das seit Jahrhunderten sich im Besitz der Grafen v. Maltenberg befand. Die dazu gehörigen weit ausgedehnten Güter waren im Lauf der Zeiten nicht unwesentlich verkleinert worden, so daß der noch gebliebene Besitz nicht mehr wie früher zu den reichsten und bedeutendsten des Landes gehörte, aber dennoch für ein standesgemäßes Leben ausreichte.

Der letzte Graf Maltenberg war seit zwei Jahren gestorben und hatte nur einen Sohn hinterlassen, der, jung auf die Universität gekommen, sich in dem letzten Studienjahr befand, um nach dem Wunsche seiner Mutter sich für den Staatsdienst vorzubereiten.

Das Schloß, ein zweistöckiges langgedehntes Gebäude, an dessen Seiten einer der früheren Besitzer zwei runde Türme angebaut hatte, war von einem alten, vortrefflich gehaltenen Park, der nach dem Walde hin auslief, umgeben. Die Mauern bedeckte hochaufgerankter Epheu und wilder Wein, schön gehaltene Rasenflächen und Blumenbeete umgaben das Gebäude in seiner ganzen Ausdehnung, so daß

das Ganze einen ebenso wohnlichen als anmutigen Anblick darbot.

An einem schönen, sonnenhellen Nachmittag des beginnenden Herbstes saß die Schloßherrin in einer Laube von wildem Wein und blickte sinnend über die weite, langsam abfallende Rasenfläche nach der Ebene hinaus, auf deren Feldern die Erntearbeiten im Gange waren.

Dies freundlich ruhige Bild mochte sie an vergangene Zeiten erinnern, in denen sie noch nicht so einsam wie jetzt in dem weiten Hause waltete. Ein eigentümliches Lächeln spielte um ihren Mund. Sie ließ ihr Nähzeug in den Schoß sinken, und in ihren sonst so stolz und oft streng blickenden Augen zitterte eine Thräne.

Ihr stilles Sinnen wurde unterbrochen durch das Rollen eines Wagens, welcher vor der an dem Seitenflügel des Hauses liegenden Anfahrt hielt. Sie richtete lauschend den Kopf auf und schien freudig bewegt. In ihrem stillen Landleben war jeder Besuch, der aus der kleinen benachbarten Kreisstadt zu ihr herauskam, eine angenehme Abwechslung und Anregung, und noch freudiger wurde ihre Miene, als sie einen alten Herrn erblickte, der mit einer jungen Dame auf dem längs des Hauses hinführenden Kiesweg heranschritt, ehe noch der meldende Diener den Namen des Sanitätsrats Treubitz genannt hatte.

Der Arzt, ein behäbiger, hoch in den Fünfzigern stehender Mann, mit freundlichem Gesicht und klugen Augen, nahm den Hut von seinem kurzgelockten grauen Haar und küßte der alten Dame mit der Vertraulichkeit eines alten Bekannten die Hand, während seine Begleiterin, ein schönes Mädchen von etwa siebzehn Jahren, sich schüchtern, aber mit natürlicher Anmut verbeugte.

„Heute, meine gnädige Gräfin," sagte der Besucher, „komme ich nicht, um nach Ihrer Gesundheit zu sehen, die ja ganz und gar in Ordnung zu sein scheint."

„Sie wissen, lieber Doktor,“ versetzte die Gräfin, „daß mir der Freund ebenso willkommen ist, als der Arzt. Heute führt Sie ja wohl eine mir ganz besonders erfreuliche Ursache zu mir, ich weiß ja, daß Sie Ihre Tochter erwarteten, die aus der Pension in der Residenz zurückkehren sollte, und ich danke Ihnen, daß Sie mir Ihre Aline zuführen, die ich kaum in dieser schönen jungen Dame wiedererkenne.“

Damit umarmte und küßte die Gräfin mit mütterlicher Zärtlichkeit das errötende junge Mädchen und lud ihre Gäste ein, sich bei ihr niederzulassen. Der Diener hatte bereits den Tisch hergerichtet und eine Flasche Rheinwein mit einigen kleinen Butterbrötchen hingestellt.

Auf Befehl der Gräfin brachte er für das Fräulein auch noch ein Körbchen mit prächtigen Pfirsichen, und die kleine Gesellschaft befand sich bald in heiterer und ungezwungener Unterhaltung.

Die Gräfin fragte Aline nach dem Leben in der Pension, nach den Gegenständen ihres Unterrichts und dem Gang ihrer Ausbildung und schien immer mehr Gefallen an dem jungen Mädchen zu finden, das allmählich die erste Scheu ablegte und immer unbefangener antwortete.

„Ja, ja,“ sagte der Sanitätsrat, „meine Aline hat allerdings allerlei gelernt, ich habe sie ja auch in die beste und vornehmste Pension der Residenz gegeben. Ich konnte nicht anders, da ich meine arme Frau leider so früh verloren habe. Die mütterliche Erziehung wäre wohl immer das beste gewesen, bei der Schulerziehung geht das Herz leer aus, nur der Kopf kommt voll heim.“

Die Gräfin blickte noch einmal wie prüfend das junge Mädchen an und sagte: „Sie haben recht, lieber Doktor, die Schulerziehung thut's allein nicht, eine weibliche Leitung ist beim Eintritt in das Leben, das uns ja so viele Fragen

entgegenstellt, welche die Schule uns nicht zu beantworten lehrt, notwendig. Ich möchte Ihnen wohl einen Vorschlag machen. Bei Ihnen ist jetzt kein rechter Platz für Ihre Tochter, bis sie gelernt hat, das Leben außerhalb der Schule mit sicherer Hand zu erfassen und selbst Ihr Haus zu führen und zur freundlichen Heimat zu gestalten. Ich aber bin allein hier, mir könnte Ihre Tochter sehr viel sein und mir manche Stunde trüber Wehmut verschönern. Was meinen Sie dazu, wenn Sie mir Ihre Aline für eine Zeitlang anvertrauten?"

Treubitz schien durch den Vorschlag überrascht, aber freudig.

„O, Frau Gräfin, Ihre Güte ist zu groß, ich kann sie kaum annehmen," versetzte er. „Aline würde freilich viele und vorzügliche Dinge bei Ihnen lernen, sie würde hier nachholen, was der Mutter ihr zu geben nicht vergönnt war. Aber nein, nein, sie würde Ihnen lästig sein."

„Sie wissen, daß ich nichts sage, was nicht ernst gemeint ist, und ich gewinne dabei wohl mehr, als Ihre Tochter. Abgemacht also, keine leeren Reden, die Sie ja sonst auch nicht lieben. Sie machen mir eine Freude, und ich glaube Ihnen nützlich sein zu können. Und damit keine Nachgedanken kommen, lassen Sie mir das Kind gleich hier, ihre Garderobe können Sie ja leicht nachsenden."

„Aline, was meinst du?" fragte Treubitz, während seine Augen freudig auf das junge Mädchen blickten.

Aline warf einen Blick auf die im Sonnenlicht schimmernde Gegend hin, ein glückliches Lächeln spielte um ihre Lippen.

Sie küßte die Hand der Gräfin und flüsterte: „O, ich würde glücklich sein, wenn die Frau Gräfin —"

Die alte Dame klopfte ihr freundlich auf die Wangen, bewegte dann die vor ihr auf dem Tisch stehende Glocke

und befahl dem herbeieilenden Diener, die Zimmer, welche das Fräulein bewohnen sollte, in stand zu setzen.

Ehe der Doktor in seiner freudigen Ueberraschung noch Worte fand, das Gespräch wieder anzuknüpfen, schallte von der Einfahrtseite des Schlosses her ein Extrapostsignal.

Die Gräfin horchte verwundert auf. Die Besuche, die sie aus der Umgegend empfing, kamen im eigenen Wagen, und von dem Bahnhof der Kreisstadt hatte sie niemand zu erwarten.

Schnell aber erhielt sie eine freudige Aufklärung. Von der Einfahrtseite her eilte auf dem breiten Kieswege ein junger Mensch von etwa zweiundzwanzig Jahren heran; schlank gewachsen, in elegantem Reiseanzug und mit jugendlich frischem, hübschem Gesicht, dem das kleine Bärtchen auf der Oberlippe kaum den noch fast knabenhaften Ausdruck nehmen konnte.

Sie stand schnell auf und rief, den Ankommenden zärtlich umarmend: „Eduard, du hier? Ich hatte dich noch nicht erwartet. Welch freudige Ueberraschung!"

„Liebe Mutter!" rief Graf Eduard, der einzige Sohn der Gräfin, „ich stelle mich dir als Doctor juris vor, darum habe ich mir auch vom Bahnhof hierher die Extrapost geleistet, um meiner neuen Würde gemäß in Rottbergen einzufahren. — Ah, da ist ja unser Sanitätsrat," rief er dann, dem alten Hausfreund die Hand schüttelnd. „Mein Kollege darf ich ja nun sagen, wenn auch nicht in der geheimnisreichen und mühseligen Wissenschaft der Medizin, aber die Fakultäten haben ja gleiche kollegialische Rechte."

„Ich wünsche Glück!" versetzte Treubitz. „Sie sind ja nun auf dem besten Wege zum Justizminister."

Eduard lachte und blickte dabei auf die ihm unbekannte junge Dame, verbeugte sich artig und bat durch einen Blick seine Mutter, ihn vorzustellen.

„Ihr solltet euch eigentlich kennen," sagte die Gräfin lächelnd, „es ist freilich Jahre her, seit du des Doktors kleine Aline hier zuweilen gesehen hast, während du in den Ferien hier warst."

„Ah, Fräulein Aline," sagte Eduard, dem errötenden Mädchen die Hand reichend, „jawohl, ich erinnere mich, aber ich fürchte, Fräulein Treubitz wird keine freundliche Erinnerung für den damals noch recht unartigen Knaben bewahrt haben."

Aline lächelte, und der Blick ihrer Augen zeigte, daß die Erinnerung an die vergangene Kinderzeit nicht so unangenehm sein müsse, wie Eduard fürchtete. Aber bald schlug sie die Augen nieder vor dem Ausdruck der Bewunderung, mit welchem Eduard ihr liebliches Gesicht ansah.

„Ich hoffe, du wirst das Versäumte jetzt nachholen," sagte die Gräfin, „und mit mir bemüht sein, unser Haus der lieben Aline so angenehm als möglich zu machen, denn eben haben wir's abgemacht, daß sie zunächst hier bleibt, um mir die Einsamkeit zu verschönen, zu der ich ja doch wieder verurteilt sein werde, wenn du den Dienst antrittst. — Er soll," fuhr sie zu Treubitz gewendet fort, „nach dem Willen meines seligen Mannes, sich für den Eintritt in die Diplomatenlaufbahn vorbereiten."

Der Arzt wollte jetzt aufbrechen, aber die Gräfin bat ihn dringend, zu bleiben und die Freude über die Ankunft des Sohnes mit ihr zu teilen. Sie sendete sogleich einen Wagen nach der Stadt, um Alinens Garderobe abzuholen, und die kleine Gesellschaft blieb in heiterster Stimmung beisammen.

Das Abendessen, bei welchem Eduard eine vortreffliche Pfirsichbowle braute, welche des Sanitätsrats höchsten Beifall fand, dehnte sich weit über die gewohnte Zeit aus, und es war elf Uhr, als Treubitz in sichtlich sehr heiterer

Stimmung sich verabschiedete, indem er in längerer Rede den Dank für die Güte der Gräfin, die Mahnung an Aline, sich solcher Güte würdig zu zeigen, und die Anerkennung des von Eduard bereiteten Getränks in einer mehr herzlich gemeinten als streng logischen Weise miteinander verknüpfte.

Die Gräfin führte Aline nach der für sie im Erdgeschoß bereiteten Wohnung, und als Eduard sich von dem jungen Mädchen verabschiedete, sagte er, ihr die Hand reichend: „Achten Sie wohl darauf, Fräulein Aline, was Sie diese Nacht träumen, denn was uns der Traum zeigt, wenn wir zum erstenmal in einem Hause schlafen, wird wahr.“

— — — — — — — — — — — —

Es begann in Rottbergen jetzt für die Gräfin, welche sich seit dem Tode ihres Mannes in stummer Ergebung an die Einsamkeit gewöhnt hatte, eine außerordentlich wohlthuende und erfrischende Zeit. War auch die Gesellschaft, welche sie nun um sich hatte, nur klein, so bestand sie doch aus zwei jugendfrischen, lebhaft empfindenden und für alle Eindrücke empfänglichen Menschen, welche mit der sorgenfreien Heiterkeit des Kindesalters die Teilnahme an allen Fragen des Menschenlebens vereinigten, welche die alte Dame lange schon als hinter sich liegend betrachtet hatte. Sie fühlte sich verjüngt. Die Natur, die ihr nur wehmütige Erinnerungen geboten hatte, trat ihr wieder näher, die Sonne schien ihr heller, und die Blumen dufteten ihr entgegen wie alte Bekannte.

Aline legte mehr und mehr ihr schüchternes Wesen ab. Sie schloß sich an die Gräfin um so enger und inniger an, als sie jung schon die Mutter verloren und in den Lehrerinnen der Pension für diesen Verlust keinen Ersatz gefunden hatte.

Eduard, der in der Schulzeit nur während der Ferien

nach Hause gekommen war und auf den Universitäten ganz seinen Freunden und seinen Studien gelebt hatte, ohne zu weiterem gesellschaftlichen Verkehr Gelegenheit zu finden und zu suchen, war glücklich in dem Gefühl, nun in voller Unabhängigkeit zu Hause zu sein, und empfand zugleich in dem kleinen Kreise, dessen Leben die Gräfin unter Beobachtung der vornehmsten Formen anregend und abwechselnd zu gestalten wußte, zum erstenmal den Reiz eines geselligen, von feiner Sitte geleiteten Verkehrs. Der Tag hatte seine regelmäßige Einteilung, und doch verstand es die Gräfin, auch wieder eine gewisse Abwechslung zu schaffen.

So ging das Leben in einer Reihe von freundlichen und lichten Tagen weiter, welche zwar äußerlich ziemlich gleichförmig waren, aber von denen doch ein jeder verschiedenartige und belebende Eindrücke brachte, so daß die Gräfin oft mit Wehmut an die Zukunft dachte, wenn der so harmonisch zusammengefügte Kreis sich dennoch lösen müßte, während die beiden jungen Leute mit der Sorglosigkeit der Jugend der Gegenwart lebten und den Gedanken nicht aufkommen ließen, daß dieses so freundliche und stille Dasein jemals ein Ende haben werde.

Eduard und Aline waren trotz des innigen Zusammenlebens der kleinen Gesellschaft fast niemals miteinander allein; dennoch aber entwickelte sich zwischen ihnen ein gewisses inniges Verständnis, das sich in tausend kleinen Dingen zeigte, ohne jedoch jemals einen bestimmten Ausdruck zu finden. Wenn Eduard morgens erschien, so zeigte sein glücklicher Blick die Freude, welche er beim Anblick des jungen Mädchens empfand, und auch ihre zu ihm aufgeschlagenen Augen brachten ihm einen innigeren Gruß entgegen als ihn das einfache herkömmliche Wort ausdrücken konnte, das von ihren ihm zulächelnden Lippen klang. Der Händedruck, mit dem er ihr einen guten Morgen wünschte, war so warm und innig und dabei so natürlich,

daß nichts Außerordentliches dabei zu finden war. Sie erwiderte denselben ebenso, und beide fühlten dabei einen warmen Strom bis zu ihrem Herzen hin, so daß sie oft flüchtig errötend sich unter irgend einem Vorwand seitwärts wendete, wenn er langsam und wie zögernd seine Hand zurückgezogen hatte.

Sie hatte alle Scheu, die sie anfangs empfunden, vollständig verloren und sprach mit dem jungen Grafen so unbefangen, als ob beide von der Kindheit an miteinander aufgewachsen seien. Sie lachte herzlich über seine launigen Einfälle und fragte ihn wißbegierig nach vielen Dingen, die ihr unbekannt waren, wenn sie im Gespräch berührt wurden. Dann lauschte sie andächtig seinen Erläuterungen und blickte bewundernd zu ihm auf, der so vieles wußte und alles so gut ihrem Verständnis anzupassen verstand. Nur wenn die Gräfin zuweilen auf kurze Zeit hinausging, um noch etwas in der Wirtschaft anzuordnen, trat zwischen den beiden eine gewisse Befangenheit ein, ohne daß dafür irgend ein Grund erkennbar war. Sie blickten vor sich nieder, die sonst so lebhaft geführte Unterhaltung verstummte oder wurde wenigstens matt und gezwungen weiter geführt und bewegte sich in Gemeinplätzen um die gleichgültigsten Dinge. Erst wenn die Gräfin dann zurückkehrte, atmeten sie wie von einer schweren Last befreit auf und fanden den alten unbefangenen, vertraulichen und zuweilen neckischen Ton wieder.

Beide befanden sich in jener wunderbaren Blütezeit der ersten Liebe, von welcher der Dichter den fast allen Menschen aus der Seele genommenen, aber niemals erfüllten Wunsch aussprach, daß sie ewig grünen bliebe.

Ob sie wußten, was in ihnen vorging, das ist eine Frage, die sie in der ersten Zeit ihres Zusammenlebens wohl kaum hätten beantworten können. Die glücklichste Zeit des Lebens- und Liebesfrühlings ist ja die, in welcher

das Herz sich über seine Gefühle noch keine Rechenschaft zu geben weiß. Sie hatten beide wohl das Gefühl, daß sie füreinander lebten, daß sie in diesem Leben unendlich glücklich seien und daß sie in der übrigen Welt kein anderes Glück suchen möchten und finden könnten.

Die Gräfin selbst achtete auf dies alles nicht, sie betrachtete die beiden halb als Kinder und freute sich ihres heiteren und herzlichen Verkehrs, der ihr selbst eine Erfrischung und Erholung nach so langer Einsamkeit bot, und jeder Gedanke an eine weitere Bedeutung und Folge eines solchen Verkehrs lag ihr fern. Sie hatte, obgleich ihr jeder Hochmut fremd war und sie Aline sowohl im Hause, als im Verkehr mit ihren Bekannten wie ein Familienglied behandelte, doch einen tief gewurzelten Stolz auf den Namen ihres Hauses, der ihr eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft des Landes gab, die sie auch in sicherer und selbstbewußter Weise in Anspruch nahm. Daß ihr Sohn als der nunmehr einzige Träger des Namens der Maltenberg jemals daran denken könne, eine Verbindung unter seinem Range einzugehen, kam ihr als etwas Unmögliches gar nicht in den Sinn, und ebenso hielt sie ihn nicht für fähig, ein leichtsinniges Spiel mit einem weiblichen Herzen zu treiben.

Wie dies meist der Fall ist, erkannte Eduard zuerst, was in ihm vorging. Der männliche Geist drängt ja immer nach dem Verständnis der Gründe für die Gedanken und Empfindungen, während das weibliche Gemüt einen besonderen Reiz in dem beglückenden Gefühl findet und lieber diesem folgt, als der scharfen und klaren Ueberlegung, vor welcher die empfindlichere weibliche Reizbarkeit mit Scheu zurückbebt.

Kaum aber war sich Eduard über seine Liebe klar geworden — und das geschah, als eines Tages mit der Familie eines Gutsnachbarn ein junger Offizier in Rott-

bergen erschien und durch die Aufmerksamkeit, welche er Aline erwies, Eduards Eifersucht erweckte — da hatte er nur noch den einen Gedanken, sich die Gewißheit von Alinens Gegenliebe zu verschaffen und sich das höchste Glück, das er zu träumen vermochte, für sein ganzes zukünftiges Leben zu sichern.

Er schrieb einen Brief, in dem er Aline in den überschwenglich feurigen Worten der überströmenden Jugend seine Liebe bekannte und den er schloß:

„Ich schwöre bei meiner Ehre und bei dem Andenken meines Vaters, daß ich niemals einer anderen meine Hand reichen werde, als meiner einzig geliebten Aline, und wenn sie meine Liebe zurückweist, so werde ich einsam ein freudloses Leben auf mich nehmen. Ich werde ihr nicht zürnen, aber sie wird es vielleicht dennoch bereuen, ein Menschenherz gebrochen zu haben."

Er trug diesen Brief mehrere Tage bei sich, ohne daß er Gelegenheit fand, ihn Aline zu geben. Da ging nach der Rückkehr von einer Ausfahrt die Gräfin, von Aline begleitet, als der Abend schon dämmerte, noch einmal in den Park.

Eduard stand einen Augenblick sinnend auf der Terrasse. Schnell trat er dann in den Vorflur und eilte hochklopfenden Herzens in den dunklen Korridor, der zu Alinens Zimmer führte.

Die Thür war nicht verschlossen. Er trat ein und blickte einige Augenblicke umher, als ob er sich in einem Heiligtum befände. Er fühlte sich wie berauscht von einem Duft der Liebe und des Glücks. Dann ging er zagenden Schritts zu dem Tischchen hin, auf dem ein Gedichtbuch lag, und legte seinen Brief hinein.

Schnell eilte er darauf, leise die Thür hinter sich schließend, davon. Er begegnete niemand und stieg unbemerkt in sein Zimmer hinauf.

Aus dem offenen Fenster blickte er über die im Abendwind rauschenden Bäume hin. Er hatte die Frage an sein Schicksal gestellt und bebte vor der Antwort, als ob er in den am Abendhimmel aufleuchtenden Sternen eine Antwort suchen wolle. Bange Sehnsucht und freudige Hoffnung durchzitterte sein Herz.

Da hörte er die Stimme seiner Mutter, die nach dem Schlosse zurückkehrte. Erschrocken wie ein Schüler, der auf verbotenem Wege ertappt ist, zog er sich vom Fenster zurück, und nach einigen Augenblicken erschien der Diener, um zu melden, daß die Gräfin ihn zum Thee erwarte.

Hochklopfenden Herzens trat er in den Salon. Aline kam ihm heiter und unbefangen entgegen. Noch wußte sie ja nichts von der Frage, die er ihr gestellt, aber kaum wagte er, die Augen zu ihr aufzuschlagen.

Dann aber gab ihm die innere Unruhe eine fast fieberhafte Heiterkeit. Aline lachte herzlich über seine Einfälle. Auch die Gräfin wurde lebhafter als sonst angeregt, und der Abend verfloß in der kleinen Gesellschaft noch fröhlicher und behaglicher als sonst.

Als er am nächsten Morgen in das Frühstückszimmer trat, war er bleich nach der in banger Unruhe durchwachten Nacht. Angstvoll fragend, trat er, nachdem er seine Mutter begrüßt, zu Aline.

Auf ihrem schönen Gesicht lag ein gewisser feierlicher Ausdruck, aber ihr Blick, der klar und offen auf ihm ruhte, ließ sein Herz hoffnungsvoll schlagen, und als dann ein liebliches Lächeln um ihre Lippen spielte, als sie bei dem Morgengruß mit warmem Druck seine Hand länger als sonst festhielt und leise, kaum merklich, den Kopf neigte, da hätte er laut aufjubeln mögen in heller Freude. Er verstand es, daß diese stumme Antwort ein Ja bedeute und ihm die Erwiderung des Gelübdes der Liebe und Treue bringe.

Die Zeit seines Aufenthalts im mütterlichen Hause war nur noch kurz bemessen, aber es war eine Zeit, die in ihrem stillen beseligenden Glück Jahre für ihn aufwog. Er hatte nicht mehr als bisher Gelegenheit, mit Aline allein zu sein, aber die Augenblicke, die ihnen jetzt dazu geboten wurden, verflossen nicht unbenutzt. Sie flüsterten sich innige Worte der Liebe zu, er wagte es, mit schüchternem Kuß ihre Hand an seine Lippen zu drücken, und das war beiden genug im seligen Traum der ersten Liebe, die ja nichts verlangt, als in dem geliebten Auge den Widerschein der Gefühle des eigenen Herzens zu sehen und im flüchtigen Wort das süße Bekenntnis der Liebe immer von neuem zu hören. Sie dachten nicht an die Zukunft, die ihnen ja sicher war durch das gegenseitige Gelöbnis der Liebe und Treue. Die Gegenwart war so wunderbar schön in ihrem lichten Glück, das kein Schatten trübte, und sie waren ja so jung und konnten warten.

Der Abschied war wohl wehmütig, aber frei von bitterem Schmerz. Sie waren ja sicher, daß Zeit und Raum ihre Herzen einander nicht entfremden könnten und daß das Wiedersehen dann um so schöner sein werde.

Sie hatten in ihren kurzen Gesprächen verabredet, sich nicht zu schreiben, um ihr Geheimnis nicht zu gefährden.

Er hatte bei einem Besuche in der Kreisstadt einen einfachen Goldreifen mit einem Rubin in Herzform gekauft und ihn Aline geschenkt. Sie hatte den Ring neben einen größeren, den sie von ihrer Mutter ererbt, gesteckt. Die Gräfin hatte das nicht bemerkt. So war für die beiden der Bund geschlossen, und als am letzten Abend vor der Abreise Treubitz noch einmal auf Eduards Wohl mit der von ihm bereiteten Bowle anstieß, da berührte Aline wie zufällig den kleinen Rubin mit den Lippen, während er, die Augen auf sie richtend, sein Glas bis auf den Grund leerte.

2.

Ein Jahr war verflossen seit der idyllischen Zeit in Rottbergen. Graf Eduard gehörte zu den elegantesten jungen Lebemännern der Residenz. Er war nach einer vortrefflich bestandenen Prüfung dem Auswärtigen Amt zugeteilt und bald in den vollen Strudel der Gesellschaft hineingezogen worden. Sein Name öffnete ihm alle Häuser, seine Stellung machte es ihm zur Pflicht, die Gesellschaft zu besuchen und möglichst vielseitige Beziehungen anzuknüpfen, und sein reicher und empfänglicher Geist ließ ihn in dem gesellschaftlichen Treiben einen hohen Reiz empfinden. Eduard suchte nicht nur die Zerstreuung des Augenblicks. Der Ehrgeiz, den seine Mutter zuerst geweckt, war bei ihm lebendig geworden, und er folgte dem Antrieb um so eifriger und nachhaltiger, da es ja galt, durch eine schnelle und glänzende Laufbahn die Wünsche seiner Mutter zu erfüllen und damit jedes Hindernis hinwegzuräumen, das sich dem Glück seiner Liebe entgegenstellen konnte.

Er hatte bald die sicheren weltgewandten Formen des Hofmannes anzunehmen und zu beherrschen gelernt. Er hatte in dem Kreise seiner jungen Standes- und Berufsgenossen die Anerkennung eines zu allen heiteren, sogar oft übermütigen Zerstreuungen bereiten Gesellschafters gewonnen und übte in diesen Kreisen trotz seiner Jugend eine gewisse Autorität aus. Er versäumte keine Gelegenheit, um sich seinen Vorgesetzten und allen bedeutenderen Persönlichkeiten der diplomatischen Kreise angenehm zu machen; er verstand es, aufmerksam zuzuhören, und erlangte dadurch bald den Ruf eines bedeutenden, zu einer glänzenden Zukunft befähigten jungen Mannes, den er durch seine bescheidene Zurückhaltung sich zu erhalten verstand. Den Damen bewies er eine ritterliche Galanterie, zu deren Gegenstand er vorzugsweise die älteren und hoch-

stehenden Damen der Gesellschaft auswählte. Von den jungen Frauen und Mädchen hielt er sich, ohne eine gleichgültige Zurückhaltung hervorzukehren, immer in einer gewissen Ferne und erreichte dadurch eine um so größere Beachtung, welche die jungen und schönen, durch schmeichelnde Bewunderung verwöhnten Frauen fast immer denjenigen zuwenden, die von ihren Reizen unberührt scheinen. Er hielt sich auf den Bällen vom Tanze nicht in blasierter Gleichgültigkeit zurück, aber gehörte auch nicht zu den Gewalttänzern, welche in der Führung eines Kotillons das höchste Ziel ihres Ehrgeizes erblicken, so daß es bald einen Gegenstand der Beachtung und des Neides bildete, wenn er mit irgend einer jungen Dame in die Reihen der Tänzer trat.

Bis jetzt hatte immer noch seine erste Liebe die unbeschränkte Herrschaft in seinem Herzen behalten, und er fühlte sich glücklich in seiner ruhigen Sicherheit, wenn er sah, wie manche seiner Freunde zum Gegenstand eines koketten Spiels wurden, bei dem sie nur übermütigen und kaltherzigen Spott davontrugen. Das einzige Haus, in dem er näher und freundschaftlich verkehrte, war das der Frau v. Wartenstein, welche mit ihrer einzigen Tochter in der Residenz wohnte und ein großes Haus machte, das ihrem fürstlichen Vermögen entsprach.

Fräulein Klarisse v. Wartenstein galt für eine der reichsten Erbinnen des Landes, und darum hatte das Haus ihrer Mutter auch eine starke Anziehungskraft für die junge Herrenwelt. Die Baronin aber verhielt sich jeder Annäherung von dieser Seite gegenüber zurückhaltend und fast ablehnend, seit ihre Tochter nach der Vollendung ihrer Erziehung in dem ersten Pensionsinstitut in ihr Haus zurückgekehrt und in die Welt eingeführt war. Sie wollte ihre Tochter vor jeder Bewerbung aus eigensüchtigen Motiven schützen.

Die Baronin war eine Freundin von Eduards Mutter aus früherer Zeit und hatte den jungen Diplomaten, als er ihr einen Brief der Gräfin brachte, mit besonderer Herzlichkeit aufgefordert, ihr Haus an den festgesetzten Empfangsabenden zu besuchen. Er war dieser Einladung oft gefolgt, so auch heute abend.

Er wurde diesmal nicht in die gewöhnlichen Empfangszimmer, sondern in einen kleinen Salon geführt, der zur Familienwohnung der Damen gehörte, wo er zu seiner Verwunderung Fräulein Klarisse allein vorfand.

Das junge Mädchen trug eine einfache Haustoilette von leichter hellgrauer Seide. Ihr feines und zartes Gesicht mit den dunkelbraunen Augen, welche wie fragend in die Welt blickten, die sich erst seit so kurzer Zeit vor ihr geöffnet hatte, zeigte zugleich eine gewisse übermütige Schalkhaftigkeit, wie wenn sie als junge Dame noch die Kindlichkeit des aufsprießenden Lebensfrühlings in sich trüge.

Sie trat ihm, der verwundert in dem nur von einer Hängelampe traulich erleuchteten Zimmer umherblickte, mit einer gewissen Befangenheit entgegen und sagte, ihm ein wenig zögernd die Hand reichend: „Ich bedaure, Graf Maltenberg, daß Sie mit Ihrem Besuch heute Unglück haben; Mama ist stark erkältet und ein wenig angegriffen, sie hat deshalb keine Besuche angenommen, und Sie werden auf uns allein beschränkt sein."

„Mein gnädiges Fräulein," erwiderte Eduard, „ich bedauere dies außerordentlich, aber Sie dürfen mich nicht für zudringlich halten, denn ich habe nichts davon gewußt, daß Ihre Frau Mutter sich nicht wohl befindet. Ich bitte Sie, ihr meine aufrichtige Teilnahme auszusprechen, ich werde meinen Besuch zu gelegenerer Zeit wiederholen."

„Nein, Herr Graf, so war es nicht gemeint," erwiderte Klarisse mit dem Ausdruck feiner Ironie „Die Mutter

hat befohlen, Sie einzuführen. Sie wird sogleich erscheinen, und Sie werden nun schon gezwungen sein, die Einsamkeit eines Krankenzimmers mit uns zu teilen."

Sie setzte sich in einer traulichen Ecke des Zimmers, von der man zu dem freundlichen Kaminfeuer hinüberblicken konnte, nieder, und lud ihn durch eine Handbewegung ein, neben ihr Platz zu nehmen.

Eduard befand sich in einer Verlegenheit, die ihn fast seine sonst so sichere Haltung verlieren ließ und durch den leichten Spott, der auf Klarissens Lippen lag, noch vermehrt wurde. Er fand das junge Mädchen, das er bisher nur in zahlreicher Gesellschaft gesehen hatte, im einfachen Hauskleid und in dem traulichen Wohnraum so viel schöner, als in den großen Sälen, und bemerkte erst jetzt den eigentümlichen Reiz ihrer von langen Wimpern überschatteten Augen und ihrer frischen Lippen, um die immer noch ein leichtes Lächeln zuckte. Bald jedoch erhob sich die Unterhaltung über die gewöhnlichen Gemeinplätze, da Klarisse leicht, anmutig und geistvoll über ihre Beobachtungen in dem Gesellschaftsleben der Residenz zu plaudern wußte. Beide waren in anregendster Unterhaltung, als die Gräfin eintrat.

„Ich habe," sagte sie lächelnd, „Sie zwingen müssen, mein lieber Graf, mir einmal in meiner stillen Einsamkeit Gesellschaft zu leisten, damit der Sohn einer lieben Freundin mir näher trete. Ihre Mutter wünscht das auch. Sie sind nun gefangen und müssen aushalten. Ich fühle mich freilich nicht aufgelegt, eine größere Gesellschaft zu empfangen, aber eine freundliche Plauderei mit Ihnen wird mir wohl thun, und ich werde mich bemühen, so wenig als möglich langweilig zu sein."

Sie begann darauf, viele teilnehmende Fragen nach dem Leben seiner Mutter zu stellen, die er beantwortete. Aber er erwähnte nichts von Alinens Anwesenheit dort

und glitt, als die Baronin ihm sagte, daß seine Mutter ja seit einiger Zeit eine außerordentlich liebenswürdige und ihr sympathische Gesellschafterin gefunden, schnell darüber hinweg. Er scheute sich, Alinens Namen auszusprechen, er fürchtete, daß Klarisse mit ihren forschenden und zuweilen neckisch aufblitzenden Augen in seiner Miene etwas von seinen Beziehungen zu jener lesen möchte, die ihm in diesem Augenblick fast wie ein kindliches Spiel vorkamen.

Der Thee wurde aufgetragen, und Klarisse machte mit der vollendeten Sicherheit einer Weltdame die Wirtin. Eduard fühlte sich bald ganz heimisch und behaglich. Die Baronin war eine Dame von Geist und vielseitiger Bildung, sie hatte weite Reisen gemacht, verschiedene Höfe kennen gelernt und mit manchen bedeutenden Personen verkehrt. Sie wußte das Gespräch immer so zu lenken, daß sie Gelegenheit fand, sich ein Urteil über die Lebensauffassung und die Denkungsart des Sohnes ihrer Freundin zu bilden, das jedenfalls befriedigend ausfallen mußte, denn sie nickte oft lebhaft und zustimmend bei Eduards Bemerkungen.

Der Abend verlief ihm schnell, und als er endlich aufbrach, bat ihn die Baronin, seine Besuche nun auch außer den Empfangsabenden und ohne Einladung zu wiederholen.

Eduard kehrte nach Hause zurück, ganz entzückt von dem Eindruck, den dieser Abend auf ihn gemacht, der erste, der ihn in der Residenz an das Familienleben im mütterlichen Hause erinnerte und doch dabei so ganz durchwebt war von dem feinen Reiz der großen Welt.

Schon nach wenigen Tagen erhielt er wieder eine Einladung zu einem kleinen Abendessen bei der Baronin. Es waren nur wenige Gäste anwesend, ältere Damen und Herren, und nach Tisch blieb er fast ausschließlich auf die

Unterhaltung mit Klarisse angewiesen. Sie hatte in einem Zimmer neben dem Salon einige Mappen bereit, welche ihre Aquarellbilder enthielten. Er öffnete mit ziemlich gleichgültiger Höflichkeit die erste Mappe, bereit, ihr die üblichen Artigkeiten zu sagen, aber er war erstaunt über die scharfe Auffassung und geschickte Ausführung, welche die Bilder zeigten.

Klarisse bemerkte es wohl, daß die Bewunderung, die er über ihr Talent und ihren Fleiß aussprach, ernst gemeint war. Sie errötete vor Freude über diese Anerkennung und schloß die Mappe, da ihre Mutter sie in das Nebenzimmer rief.

„Die Herrschaften erlauben," sagte die Baronin, „daß du uns ein wenig Musik machst, und ich hoffe, auch Graf Maltenberg wird für das Dilettantenspiel freundliche Nachsicht haben."

„Das hoffe ich," flüsterte Klarisse Eduard zu, „damit nicht meine Musik einen Mißton in Ihre gute Meinung über meine Malerei bringt."

Er führte sie zum Flügel. Sie setzte sich ohne Zögern nieder, sann einen Augenblick nach und spielte dann mit Fertigkeit und verständnisvollem Ausdruck das Adagio aus Beethovens Sonate pathétique.

Eduard stand etwas seitwärts. Seine Blicke ruhten auf ihrem durch das Spiel bewegten Gesicht. Zuweilen schlug sie wie fragend die Augen zu ihm auf, und sie mußte wohl in seiner Miene den tiefen Eindruck bemerken, den die Musik auf ihn machte, denn sie lächelte ganz glücklich, noch kraftvoller erklangen die Accorde, noch zarter und inniger brachte sie die Pianostellen zur Geltung.

„Habe ich es recht gemacht?" fragte sie, als das Stück zu Ende war.

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, mein gnädiges Fräulein," erwiderte er, „jetzt weiß ich, warum man Beet-

hoven als den größten Meister verehrt, ich habe ihn bis jetzt kaum gekannt und bin glücklich, ihn so kennen gelernt zu haben, wie es mir heute vergönnt ist."

Sie senkte die Augen vor seinen Blicken. Dann spielte sie, ohne eine weitere Aufforderung abzuwarten, noch eine anmutige Phantasie über einige einfache Volksmelodien.

Eduard lauschte entzückt, und diese eigene Eingebung des Augenblicks gewann ebensoviel Beifall in ihrer anspruchslosen Natürlichkeit, als das Meisterwerk des großen Tondichters.

Sie fragte Eduard nicht wieder um sein Urteil, aber ein schneller Blick, den sie ihm zuwendete, brachte wieder ein glückliches Lächeln auf ihre Lippen.

Als die Gesellschaft sich trennte, war Eduard wie berauscht durch die Eindrücke dieses Abends. Die Töne klangen in ihm wieder, als er einsam in nächtlicher Stille in seinem Zimmer auf und nieder ging, und wenn er die Augen schloß, glaubte er Klarissens Bild mit den träumerisch fragenden und mutwillig neckenden Blicken vor sich zu sehen.

Von nun an wurden seine Besuche bei der Baronin immer häufiger, er fehlte an keinem Empfangsabend und kam auch oft zu anderen Zeiten, ohne eine Einladung abzuwarten.

Die Baronin empfing ihn stets mit gleicher Herzlichkeit und schien an dem freundschaftlichen Verkehr, der sich zwischen ihm und ihrer Tochter entwickelte, ihre Freude zu haben.

Auch in den großen Gesellschaften trat das vertraute Verhältnis zwischen Eduard und Klarisse immer sichtbarer hervor; sie bestimmte halb scherzend, halb mit dem Ausdruck eines ihm zustehenden Rechtes die Tänze, welche sie ihm vorbehalten wollte, und während der Tanzpausen unterhielten sich beide oft so eifrig und unbefangen, als

ob sie zu einander gehörten, so daß die Welt bald auf sie aufmerksam wurde und es an neidischen Bemerkungen nicht fehlen ließ.

Eduard hatte zuerst sich dem berückenden Reiz, den Klarisse auf ihn ausübte, hingegeben, ohne sich selbst über seine Empfindungen Rechenschaft abzulegen. Dann war er erschrocken vor dem immer heißeren und leidenschaftlicheren Gefühle, das sein Herz erfüllte und immer mehr beherrschte. Die Erinnerung an Aline war wie eine ernste Mahnung in ihm aufgestiegen, das Gelübde der Treue, das er abgelegt und das Aline erwidert hatte, stand zwischen ihm und Klarisse. In einsamen Stunden litt er viel unter diesem Konflikt, für den er keine Lösung finden konnte und auch nicht suchen mochte, da er nicht mehr die Kraft hatte, das bereits übermächtige Gefühl aus seinem Herzen zu reißen, das ihn zu Klarisse hinzog. Aber Alinens Bild verblich immer mehr und mehr, wie der Glanz eines freundlichen Sterns vor dem strahlend aufleuchtenden Sonnenlicht. Wenn er bei Klarisse war, ihre Stimme und ihr helles Lachen hörte und zuweilen den Druck ihrer Hand fühlte, dann vergaß er alles und folgte unwiderstehlich dem Reiz ihrer Gegenwart, um dann in der Einsamkeit wieder in seine quälenden Zweifel und Selbstvorwürfe zu versinken. Bald aber fand seine Leidenschaft Rechtfertigungsgründe. Er war ja noch so jung gewesen, als er Aline kennen gelernt hatte, sie war das erste Mädchen, dem er näher getreten; es war eine jugendliche Schwärmerei, wie sie jeder Jüngling einmal hegt, die nicht in die Tiefe des inneren Wesens dringt, sondern in der Entwickelung des Lebens wie ein schöner Traum verschwindet. Das stille, ruhige Leben im Hause seiner Mutter nach der unruhigen, brausenden Studentenzeit hatte ihn wie mit einem wohlthätigen Zauber berührt, und er hatte diesen Eindruck in Alinen, die so ganz dafür paßte, ver-

körpert gesehen. Eine solche Idylle aber konnte sein Leben nicht ausfüllen; für die Welt, der seine Zukunft gehörte, war Aline nicht geschaffen und würde für dieselbe auch niemals Verständnis haben, während Klarisse ganz dieser Welt angehörte und doch dabei die tiefe Empfindung für alles Edle und Schöne, dessen Widerschein sie um sich zu schaffen wußte, bewahrt hatte. Konnte er einem Traum und der unreifen Jugend sein ganzes Leben opfern? Durfte er andererseits Aline in eine Welt hineinziehen, der sie niemals innerlich angehören, in der sie niemals glücklich sein konnte? Nein! Es wäre ein Unrecht gewesen, ein verhängnisvoller Irrtum. Er liebte sie nur wie ein Bruder. In dem kleinen, stillen Kreise des Hauses von Rottbergen hatten sie sich verstehen und glauben können, sich zu lieben, später mußte sie sich ebenso getäuscht finden, als er. Gewiß, wenn er offen und mit herzlicher Freundschaft zu ihr spräche, so würde auch sie zur Besinnung kommen. Es stand ihm nur noch die peinliche Stunde bevor, in welcher er ihr das Geständnis seines Irrtums werde machen müssen. Inzwischen gab er sich widerstandslos dem süßen Rausch seiner Liebe zu Klarisse hin.

— — — — — — — — — — — —

In Rottbergen war die Zeit ruhig und gleichmäßig vergangen. Die Gräfin entbehrte die Abwesenheit ihres Sohnes leichter durch die Anwesenheit Alinens und durch den Gedanken, daß Eduard mit dem von ihr selbst angeregten Ehrgeiz seine Laufbahn verfolge, um seinem Namen den ihm gebührenden Glanz zu geben, während sie selbst dafür sorgte, den Wert des Familienbesitzes immer mehr zu heben. Da erhielt sie eines Tages einen Brief der Baronin Wartenstein. Während sie denselben las, verklärte sich ihr Gesicht, und Freudenthränen befeuchteten ihre Augen.

Ihre Freundin schrieb ihr, daß Eduard immer häufiger und fast täglich in ihrem Hause verkehre, daß sie ihn wegen

seiner liebenswürdigen Eigenschaften immer höher zu schätzen gelernt habe. Sie hege keinen Zweifel, daß die Herzen ihrer Tochter Klarisse und des Sohnes ihrer alten Freundin sich gefunden hätten, und daß es nur eines Augenblicks bedürfe, um die auf beiden Seiten entzündeten Flammen ineinander schlagen zu lassen. Sie sei mit der Wahl ihrer Tochter vollständig einverstanden und werde freudigen Herzens Eduard als ihren Sohn begrüßen.

Die Gräfin faltete mit einem dankend aufwärts gerichteten Blick die Hände. Der stille Wunsch, den sie schon lange gehegt, den sie aber weder ihrem Sohn, noch ihrer Freundin gegenüber hatte aussprechen mögen, war erfüllt. Durch diese in jeder Weise passende Verbindung wurde Eduards Glück gesichert und ihm zugleich die feste Grundlage einer glänzenden Stellung in der Welt gegeben, so daß er seinem Ehrgeiz die höchsten Ziele stecken konnte.

Sie schrieb sogleich an die Baronin, um derselben ihre freudige Zustimmung zu geben, und ebenso an Eduard, dem sie eine Verbindung mit Klarisse als ihren eigenen Wunsch darstellte. In der Freude ihres Herzens konnte sie sich auch nicht enthalten, Aline, die ja ihr ganzes Vertrauen besaß und die sie als zur Familie gehörig betrachtete, die glückliche Nachricht, die sie erhalten, mitzuteilen.

Aline wurde bleich wie der Tod, ihre Blicke wurden starr, ihre Lippen verzogen sich zu einem schmerzlich-bitteren Lächeln, das ihr sonst so sanftes, ruhig freundliches Gesicht entstellte.

Die Gräfin, welche auf den Brief ihrer Freundin blickte, bemerkte die heftige innere Erregung des jungen Mädchens nicht, sie las derselben die Stellen, die ihr so große Freude gemacht, vor, und Aline fand Zeit, sich so weit zu fassen, daß ihre Miene wieder die äußere Ruhe annahm. — —

Als Eduard den Brief seiner Mutter erhielt, in dem

sie ihm die Gesinnung der Baronin für ihn mitteilte und zugleich ihrerseits die Hoffnung aussprach, daß seine Verbindung mit Klarisse bald zu stande kommen möge, war er auf dem Gipfel des Glücks. Alles fügte sich zusammen, um ihm eine herrliche Zukunft zu öffnen. Der einzige dunkle Punkt in all diesem Licht war das Gelöbnis der Treue für seine erste Liebe, die er jetzt als eine Verirrung seiner jugendlichen Phantasie betrachtete. Aber seine Mutter hatte ihm geschrieben, daß auch Aline herzlichen Anteil an seinem Glücke nehme. So glaubte er denn, daß auch sie die kleine Idylle, die sich in Rottbergen abgespielt, ebenso ansah wie er, und daß sich dieselbe auf beiden Seiten zu einer freundlichen Erinnerung gestalten werde.

Diese Annahme beruhigte ihn. Er vergaß bald die Zweifel und Sorgen, die ihn zuweilen gequält hatten, und eilte am nächsten Tage zur Baronin, welche, wie er wußte, seinen Besuch erwartete.

Er fand sie allein, und durch den Brief seiner Mutter ermutigt, erklärte er ihr, daß er ihre Tochter liebe.

Die Baronin hörte ihn lächelnd an und sagte mit herzlichem Ton: „Sie sind der Sohn meiner alten Freundin, und es wird mir eine Freude sein, mit derselben durch unsere Kinder noch näher verbunden zu werden. Ich habe Sie kennen gelernt und bin überzeugt, daß Sie meiner Tochter eine feste Stütze für das Leben sein werden. Von Herzen gern gebe ich Ihnen die Erlaubnis, auch ihr die Erklärung zu machen, die Sie soeben mir gemacht haben, und ich wünsche, daß Sie — doch da ist sie selbst, sie wird Ihnen besser antworten können als ich.“

Sie stand auf und ging hinaus, um die beiden allein zu lassen.

Klarisse war auf der Schwelle stehen geblieben. Sie drückte ihre Hand auf ihr Herz und machte eine Bewegung, als ob sie wieder umkehren wolle. Aber schon war Eduard

ihr entgegengeeilt. Er nahm ihre Hand und drückte sie an seine Lippen.

Er merkte es in seiner Aufregung nicht, daß die Hand des jungen Mädchens kalt war und sich schnell zurückzog. Ihr Gesicht war bleich, ihre Augen blickten finster, fast drohend, und um ihre Lippen zuckte ein bitteres Lächeln. Er bemerkte es nicht, da der Schatten der Portiere, unter der sie stand, auf ihr Gesicht fiel.

„Klarisse," sagte er mit bebenden Lippen, „Ihre Mutter hat mir erlaubt, eine Frage an Sie zu richten, deren Beantwortung über das Glück meines Lebens entscheiden soll. Sie müssen es wissen, daß ich Sie liebe, daß meine ganze Seele Ihnen gehört, und daß ich nur mit Ihnen glücklich sein kann."

„Sparen Sie sich die weiteren Worte, Graf Maltenberg," unterbrach ihn Klarisse mit einem eisig kalten Ton, den er noch nie von ihr gehört hatte. „Ich zweifle nicht, daß Sie sehr schön gewählte Worte für ein Gefühl zu finden wissen, von dem Ihr Herz nichts weiß, und daß es Ihnen leicht wird, Liebe und Treue zu schwören, um bald über diejenige zu spotten, welche thöricht genug ist, solchen Worten Glauben zu schenken."

„Klarisse!" rief Eduard entsetzt, „wie kommen Sie zu einem solchen Vorwurf? Ich schwöre —"

„Schwören Sie nicht! Ich will nicht schuld an einem neuen Meineid sein. Ich habe Sie kennen gelernt, bevor es Ihnen gelang, mein Vertrauen zu erschleichen und mich einer bitteren Täuschung preiszugeben. Lesen Sie dies, Sie werden es dann nicht mehr wagen, dies Gespräch fortzusetzen."

Sie zog ein Blatt Papier aus ihrer Tasche und reichte es ihm hin. Mit zitternder Hand entfaltete er es und wankte entsetzt einen Schritt zurück. Es war der Brief, den er in Rottbergen an Aline geschrieben und in deren Gedichtbuch gelegt hatte.

„Sie werden nun begreifen," fuhr Klarisse fort, indem sie sich stolz aufrichtete, „daß es eine Beleidigung wäre, wenn Sie das Geständnis, das Sie mir zu machen begannen, fortsetzen wollten."

„Klarisse, hören Sie mich an. Eine jugendliche Verirrung, eine Schwärmerei, eine Phantasie hat mich hingerissen. Ich erkenne es an, daß ich unrecht gethan habe; aber jene Empfindung, die noch dem unreifen Jünglingsalter angehörte, war eine Selbsttäuschung. Hier ist die Wahrheit. Durch Sie habe ich die wahre Liebe kennen gelernt, die —"

„Die Sie bald auch für eine Täuschung, eine Verirrung erklären würden. Versuchen Sie nicht, mich zu bethören."

„Klarisse," rief er außer sich, „hören Sie mich an! Sie urteilen falsch, ungerecht —"

„Genug!" rief Klarisse, indem sie in heftiger Bewegung das Blatt, das er in der Hand hielt, zurücknahm. „Es ist nutzlos, diese peinliche Unterredung fortzuführen. Der Inhalt dieses Blattes soll ein Geheimnis bleiben, das ich bewahren will um derjenigen willen, die Sie mit falschem Schwur zu bethören suchten. Wenn Sie es aber jemals wagen, mir anders zu nahen, als es die gesellschaftlichen Formen nötig machen, so werde ich Sie meiner Mutter, die Ihrem Wunsche günstig war, in Ihrer wahren Gestalt zeigen."

Sie wendete sich schnell um und ging hinaus.

Er machte keinen Versuch mehr, ihr zu folgen. Was konnte er noch sagen, was thun, um ihren Sinn zu ändern? In bitterem Schmerz und Zorn ging er nach Hause. Dort fand er einen Brief vor. Er kam von Aline und lautete:

„Sie haben geschworen auf Ihre Ehre und bei dem Andenken Ihres Vaters, daß Sie mich lieben und mir für dies Leben die Treue bewahren werden. Aber Sie werden

den Preis Ihrer Lüge nicht gewinnen, Sie werden keine andere betrügen, wie Sie mich betrogen haben. Klarisse ist von allem unterrichtet. Sie wird wissen, was sie zu thun hat."

Schwer aufseufzend sank Eduard auf einen Sessel. Also von Aline kam der Schlag! Ja, nun war alles erklärt, aber auch alles aus.

Eduard fühlte, daß unter solchen Umständen hier seines Bleibens nicht länger sei. Er kam um seine Versetzung ein und erhielt alsbald die Nachricht, daß er der Gesandtschaft in Paris zuerteilt sei.

Im Hause der Baronin gab er nur seine Karte ab und reiste, wie es ihm auch bei seiner Ernennung aufgegeben war, sofort nach Paris ab, nachdem er seiner Mutter in kurzen Worten geschrieben, daß ihre Wünsche zu seinem Bedauern sich nicht hätten erfüllen lassen, da Klarisse seine Bewerbung zurückgewiesen habe.

Dasselbe hatte die Baronin ihrer Freundin geschrieben, mit dem schmerzlichen Bedauern, daß sie sich selbst über die Gefühle ihrer Tochter getäuscht habe.

3.

Drei Jahre waren vergangen.

Eduard hatte diese ganze Zeit fern von der Heimat gelebt, da seine dienstliche Thätigkeit ihn vollauf in Anspruch nahm und er auch keine Gelegenheit suchte, um einen Urlaub zu nehmen. Er fürchtete das Wiedersehen seiner Heimat, die für ihn nur peinliche Erinnerungen hatte, und bei einzelnen Sendungen nach der Residenz, die ihm sein Chef übertrug, beschränkte er sich auf die Erledigung seiner Aufträge, ohne mit der Gesellschaft irgend welche Fühlung zu nehmen.

Sein inneres Wesen war ebenso verändert, wie seine äußere Erscheinung. Sein früher von Heiterkeit strahlendes

Gesicht war ernst, seine Blicke kalt und streng geworden, so daß er über seine Jahre hinaus gealtert schien. Er lebte nur seinem Ehrgeize, und bei seinen natürlichen Fähigkeiten und Anlagen zur Diplomatie galt er bald für den gewandtesten und unermüdlichsten Arbeiter, dem alle verwickelten und schwierigen Sachen übertragen wurden. Daneben aber stürzte er sich auch in den Strudel des Lebens, ohne jedoch besondere Neigung dafür zu haben. Er gab unter den jungen Lebemännern den Ton an, und war bei denselben um so angesehener, als er nicht bloß dem Vergnügen lebte, sondern durch seinen Namen und durch die Beachtung, welche er in den diplomatischen Kreisen fand, eine angesehene Stellung einnahm. Er fehlte bei keinem Rennen, bei keinen Vergnügungen der eleganten Herrenwelt, bei denen er die Unterhaltung belebend und anregend führte. Dabei aber blieb er stets in einer fast unnahbaren Zurückhaltung und hielt alle seine Genossen des übermütigen Lebensgenusses in einer gewissen Scheu vor seiner geistigen Ueberlegenheit. Er versäumte keinen Ball und keine Abendgesellschaft in der vornehmen Gesellschaft. Die Damen suchten ihn. Er aber beschränkte sich auf die Erfüllung der notwendigsten Formen, die er mit weltmännischer Sicherheit beherrschte, und es galt für eine besondere Auszeichnung, wenn er mit einer der schönsten und von allen umschwärmten Frauen eine etwas längere Unterhaltung führte.

Er war allen ein Rätsel, selbst seinem Chef und den Mitgliedern seiner Gesandtschaft, und das Rätsel erschien den Frauen um so interessanter, je weniger es gelang, eine Lösung desselben zu finden. Das Leben, das er führte, untergrub nicht nur seine Gesundheit, sondern auch seine finanziellen Verhältnisse. Er trieb nicht wie manche andere junge Leute eine sinnlose Verschwendung, aber der Verkehr mit den reichsten und ausschweifendsten Lebemännern von

Paris brachte ihn in die Notwendigkeit von Ausgaben, denen seine für die Verhältnisse der großen Weltstadt mäßigen Einnahmen nicht gewachsen waren. Schon mehrmals hatte er außerordentliche Beihilfen seiner Mutter in Anspruch nehmen müssen, welche diese nur durch starke Einschränkungen hatte leisten können, und wieder befand er sich in der Lage, noch größere Summen fordern zu müssen.

Die Gräfin hatte dem einzigen Sohn, der im übrigen durch das schnelle Aufsteigen in seiner Laufbahn seinem Namen Ehre machte, nur in sehr sanfter Weise ihre Sorgen darüber ausgesprochen, aber ihn doch darauf hingewiesen, daß durch fortgesetzte Ueberschreitungen der Einnahmen die Früchte der Arbeit ihres Mannes und der ihrigen zerstört würden, sie hatte ihn darauf aufmerksam gemacht, daß bei der Wiederkehr größerer Ausgaben ein Teil des Waldes abgeschlagen oder eines der Vorwerke von Rottbergen verkauft werden müsse, wodurch dann der Familienbesitz wieder um ein bedeutendes vermindert werden würde.

Diese Mahnung verstimmte ihn und vermehrte die Selbstvorwürfe, die er sich über sein äußerlich so glänzendes und doch innerlich so leeres und ihn selbst wenig befriedigendes Leben machte. Der Briefwechsel mit seiner Mutter war immer kälter und fremder geworden. Die Mitteilungen aus der Heimat wehten ihn nicht mehr wie früher warm und wohlthuend an, sondern er fürchtete dieselben fast, da sie einen wunden Punkt in seiner Seele trafen, und doch war es ihm unmöglich, sein Leben zu ändern. Die Briefe seiner Mutter wurden immer kürzer und beschränkten sich auf Mitteilungen über ihr persönliches Leben. Von Aline hatte sie ihm nur einmal geschrieben, daß das junge Mädchen bei der zunehmenden Kränklichkeit ihres Vaters zu diesem zurückgekehrt sei, um dessen Haus zu führen. Er selbst hatte nie nach ihr gefragt, ebensowenig nach der Baronin Wartenstein und deren

Tochter. Er erwiderte die Mitteilung seiner Mutter nur durch den Ausdruck der Teilnahme, daß sie einer ihr so angenehmen Gesellschaft beraubt sei. Die einzige Leidenschaft, die in ihm lebte und sich immer mehr verstärkte, war der Ehrgeiz. Er wollte höher und höher emporsteigen über alle anderen und von seiner Höhe auf sie herabsehen. Bitter empfand er dabei die verhältnismäßige Armut, welche seine freie Bewegung auf dem mit Leidenschaft verfolgten Wege einschränkte und ihn in die Notwendigkeit versetzte, seiner Mutter Sorgen zu bereiten. Er begann an eine glänzende und reiche Heirat zu denken, und bald sollte er auch eine Gelegenheit finden, welche ihn dem Ziel zuführte, das er sich mit kalter Berechnung gesteckt hatte.

Er hatte die Gewohnheit, nach angestrengter Arbeit in das Bois de Boulogne zu fahren und dort in einer der einsamen Alleen einen Spaziergang zu machen, um durch freie Luft und Bewegung seine überreizten Nerven wieder zu beruhigen. Eines Tages begegnete er in einer solchen abgelegenen Allee einem offenen Wagen, in welchem eine Dame von auffallender Schönheit lehnte. Der Wagen, die Livree und die Pferde waren von untadelhafter Eleganz, und die Dame selbst zeigte in ihrer ganzen Erscheinung eine vornehme Einfachheit.

Sie sah ihn mit ihren großen, dunklen Augen, welche unter einem über die Stirn herabhängenden Schleier aufblitzten, im Vorüberfahren prüfend an.

Nach einigen Augenblicken, während er in seinem Gedächtnis suchte, ob ihm diese Erscheinung schon irgendwo begegnet sei, hörte er einen ängstlichen Aufschrei, und als er sich umwendete, sah er, daß die Pferde unruhig geworden waren und der Kutscher sie kaum zu halten vermochte. Der Wagen wurde zur Seite gegen die Bäume gedrängt, das eine Rad fuhr gegen einen Stamm, man hörte einen Krach, und als der Kutscher die Pferde mühsam zum Stehen

gebracht hatte, und der Lakai absprang, um seine Herrin aus dem Wagen zu heben, senkte sich dieser zur Seite. Das Hinterrad war gebrochen.

Er eilte heran, um die ängstlich in der Mitte der Fahrstraße stehende Dame zu fragen, ob sie keinen Schaden genommen habe.

„Nein, nein," sagte sie, mit einem verbindlichen Lächeln seinen Gruß erwidernd, „es ist ja noch glücklich abgelaufen. Ich danke Ihnen für Ihre freundliche Teilnahme."

„Ist der Wagen schwer beschädigt?" fragte Eduard, sich zum Kutscher wendend, der das zerbrochene Rad untersuchte, während der Lakai die unruhigen Pferde am Zügel hielt.

Der Kutscher schüttelte bedenklich den Kopf.

„Es wird sich wohl so weit flicken lassen," sagte er, „um vorsichtig im Schritt den Wagen nach Hause bringen zu können, aber die Frau Marquise kann ihn natürlich nicht benutzen."

„Darf ich um die Erlaubnis bitten, Sie zurückzufahren?" fragte Eduard die Dame, indem er sein kleines Coupé heranwinkte, das ihm in einiger Entfernung gefolgt war. „Ich habe die Ehre, mich Ihnen als Graf v. Maltenberg vorzustellen, und bitte Sie, ganz über mich zu verfügen."

„Ich bin die Marquise v. Martigny," erwiderte die Dame, „und nehme Ihr ritterliches Anerbieten mit Dank an."

Sie stieg in das kleine zierliche Coupé, dessen Schlag Eduard geöffnet hatte, und gab ihm ihre Adresse in einer der von dem Arc de Triomphe auslaufenden und nach den Boulevards führenden Straßen an.

Er setzte sich zu ihr, und das Coupé fuhr in schnellem Trabe der Stadt zu.

Die seltsame Art der Begegnung hatte zwischen beiden schnell eine gewisse Vertraulichkeit hergestellt. Eduard sprach der Marquise seine Verwunderung aus, daß er ihr in der

Gesellschaft noch nirgends begegnet sei, da er doch so ziemlich alle Salons der vornehmen Gesellschaft kenne. Sie erzählte ihm, daß sie Witwe sei und obgleich der Tod ihres Gemahls schon über zwei Jahre zurückliege, sie doch sich noch nicht habe entschließen können, wieder auszugehen. Sie sei vor einiger Zeit nach Paris gekommen, da ihr die Einsamkeit auf ihrem Schlosse in der Touraine unerträglich geworden sei, bis jetzt aber habe sie sich mit dem Theater und dem erfrischenden Hauch des großstädtischen Treibens begnügt, um sich allmählich der Einsamkeit zu entwöhnen, habe auch wenig Beziehungen in Paris, da sie wegen der Kränklichkeit ihres Gemahls fast immer auf ihren Besitzungen gelebt habe. Sie sprach von diesen Besitzungen nur ganz beiläufig, aber doch in einer Weise, welche erkennen ließ, daß dieselben sehr umfangreich sein mußten, da sie seufzend bemerkte, daß ihr die Verwaltung ihrer Güter, deren Verantwortung sie ganz ihren Beamten überlassen müsse, viel Sorgen mache.

Eduard durchzuckte der Gedanke, daß eine wunderbare Schicksalsverkettung ihn hier vielleicht dem Ziele, das er sich vorgesteckt, entgegengeführt haben möge. Die außerordentliche Schönheit und die vornehme Eleganz der Dame ließen dieselbe vollkommen geeignet erscheinen, um in der großen Welt den Platz an seiner Seite auszufüllen, und wenn sie so reich war, wie es schien, so war er ja durch die Begegnung mit ihr auf dem Weg zur Erfüllung seiner Wünsche geführt. Er beschloß den Zufall zu benutzen.

Das Coupé hielt vor einer stattlichen Villa. Ein Kammerdiener öffnete den Schlag, und Eduard führte die Dame über einige Stufen in das von oben her beleuchtete Treppenhaus des Gebäudes, das ebenso behaglich als geschmackvoll eingerichtet war. Der Kammerdiener öffnete die Thür zu einem reizenden Salon mit der Aussicht auf den kleinen Garten, und die Marquise bat Eduard, einen Augenblick

bei ihr einzutreten. Sie sprach ihm noch einmal ihren Dank aus, und er bewunderte die Behaglichkeit und Eleganz ihrer Wohnung.

„Ich bin sehr erfreut gewesen," sagte sie, „dies kleine Nest hier zu finden. Ich bin es gewohnt, stets in meinem Hause zu sein und hasse die Mietswohnungen. Ich fühle mich wohl hier in dem kleinen Hause. In den weiten Räumen meines Schlosses fühlte ich mich unheimlich und empfand meine Einsamkeit noch drückender."

Nach einer kurzen Unterhaltung verabschiedete er sich, und sie sprach die frohe Hoffnung aus, ihn bald wiederzusehen.

„Ich habe keinen Empfangstag," sagte sie, „aber wenn Sie sich an meiner Gesellschaft genügen lassen wollen, so wird mir Ihr Besuch stets Freude machen."

Er versprach, ihre Erlaubnis zu benutzen, küßte galant ihre Hand, und sie schieden wie alte Bekannte.

Am Abend im Klub wußte er geschickt den Namen des Marquis v. Martigny in das Gespräch zu werfen, mit welchem, wie er sagte, seine Familie in früheren Zeiten Beziehungen gehabt habe.

„Die Martignys," sagte einer seiner Bekannten, „sind eine der ältesten und vornehmsten Familien der Touraine und haben dort sehr ausgedehnte Besitzungen. Sie sind aber ausgestorben. Der letzte Marquis v. Martigny, der sich in späteren Jahren noch verheiratet hatte, lebte die letzte Zeit seines Lebens ganz zurückgezogen auf seinem Schloß in der Nähe von Tours. Er hat, wie ich gehört, seine Gemahlin zur Erbin eingesetzt, da er keine Kinder hat und auch keine Seitenverwandten vorhanden waren."

„Und diese Gemahlin," fragte Eduard leichthin, „vielleicht ein Mesalliance, wie sie bei alten, von der Welt abgeschiedenen Herren vorkommt?"

„Durchaus nicht. Die Marquise ist die Tochter eines

Freundes ihres Gemahls, eines armen Edelmannes von gutem Namen."

Das Gespräch wurde abgebrochen, Eduard hatte genug gehört. Alles stimmte mit der Mitteilung der Marquise und mit seinen Wünschen überein.

Nach einigen Tagen fuhr er an einem freien Abend zur Marquise. Sie kam ihm freudig entgegen und begrüßte ihn mit freundschaftlicher Herzlichkeit. Er wußte sie mit seiner gewohnten Sicherheit und Gewandtheit anregend zu unterhalten, er erzählte ihr von der Pariser Gesellschaft, die sie lebhaft interessierte.

„Ich will," sagte sie, „mit der Gesellschaft doch wieder in Verbindung treten und werde dann eines Führers und Ratgebers bedürfen. Dadurch werde ich meine Scheu überwinden, denn ich habe ja bisher der großen Welt fern gestanden."

Sie erzählte von ihren früheren Verhältnissen, nannte den Namen ihres Vaters, des Obersten v. Brelac, der einige Jahre vor ihrem Gemahl gestorben sei, und alles, was sie sagte, stimmte vollkommen mit der Auskunft, die er über ihre Verhältnisse erhalten, überein.

Sie bat ihn, mit ihr zu speisen, und als er sie endlich verließ, stand sein Entschluß fest, durch eine Verbindung mit der reichen Erbin seiner Laufbahn eine feste Grundlage zu sichern. Er wiederholte seine Besuche immer häufiger, und immer mehr gewann er die Ueberzeugung, daß die Marquise ganz die Frau sei, um in der großen Welt jede Stellung würdig zu repräsentieren. Dies war der einzige Gedanke, die einzige Empfindung, welche ihn in dem Verkehr mit der Marquise bewegte. Einer wärmeren Neigung war er nicht fähig. Seine Liebe gehörte immer noch in stiller glühender Leidenschaft Klarissen, aber dies Gefühl, das er nicht aus seinem Herzen bannen konnte, war mit einer tiefen Bitterkeit, fast mit Haß gemischt. Er konnte

es ihr nicht verzeihen, daß sie ihn so hart verurteilt, nicht einmal angehört hatte, daß sie kein Verständnis besessen hatte für die Vorgänge in seinem jungen Herzen. Und mit Erbitterung dachte er auch an Aline, die nur Rache gesucht hatte für eine Untreue, die doch nur aus einer Selbsttäuschung hervorgegangen war. Diese Erinnerungen ließen ihn mit Verachtung auf die Frauen herabsehen. Er wollte keine Liebe mehr fühlen, er wollte nur dem Verstand folgen. Der Geist der Marquise, ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit übte eine Anziehungskraft auf ihn aus, die wenigstens eine entfernte Verwandtschaft mit der Liebe hatte. Es schmeichelte seinem Selbstgefühl, eine solche Frau zu gewinnen. Er trat mit seinen Absichten immer freier hervor, er machte Andeutungen und Bemerkungen, die sie verstehen mußte und ohne Zweifel auch verstand, und ihre Antworten konnte er ohne Eitelkeit für sich so günstig auslegen, daß er sich endlich vornahm, ohne weiteren Rückhalt das entscheidende Wort zu sprechen. Seinen Verkehr mit der schönen Frau hielt er vor allen seinen Bekannten geheim, und wenn er, um den Abend für sie frei zu machen, Einladungen absagte oder dem Kreise seiner Bekannten fern blieb, so nahm er Unpäßlichkeit oder Ueberbürdung mit Arbeiten zum Vorwand. Er wollte seiner Sache erst sicher sein, bevor er die Marquise mit der Welt in Verbindung brächte, damit von keiner Seite her seine Pläne und Berechnungen durchkreuzt werden könnten.

Als er eines Abends wie gewöhnlich zur Marquise kam, fand er dieselbe nicht zu Hause. Sie sei ins Theater gefahren, sagte ihm der Kammerdiener, und er fühlte sich durch diese unerwartete Mitteilung peinlich berührt. Es regte sich in ihm wie ein Gefühl von Eifersucht darüber, daß sie seiner Gesellschaft eine Zerstreuung vorzog, die sie sich ja auch in seiner Gesellschaft hätte machen können. Grollend ging

er fort, und um ihr zu zeigen, daß er durch ihre Rücksichtslosigkeit verletzt sei, kehrte er einige Tage lang nicht nach ihrer Villa zurück. Als er sie endlich wieder aufsuchte, sagte ihm der Kammerdiener, daß die Marquise unpäßlich sei und keinen Besuch empfangen könne. Er war verletzt, doch viel zu stolz, um weiter zu fragen. War sie ihrerseits verletzt durch sein Ausbleiben oder vielleicht dadurch, daß er zu lange mit seiner Erklärung gezögert hatte? Das wäre möglich. Aber die Ungewißheit quälte ihn, und doch konnte er einen Grund für diese plötzliche Zurückhaltung der Marquise nicht finden. Er schrieb ihr einen fast zärtlich gehaltenen Brief, in welchem er ihre Krankheit bedauerte und die Hoffnung aussprach, sie bald wieder sehen zu können, da ihm die lange Trennung schmerzlich sei. Er erhielt als Antwort ein kurzes Billet, in welchem sie ihm sagte, daß ihre Krankheit nicht gefährlich sei, aber ihr vollständige Ruhe auferlege.

Kein Wort des Bedauerns, kein Wunsch eines baldigen Wiedersehens war hinzugefügt. Sie mußte ihm also wirklich zürnen. Vielleicht hatte sie einen besonderen Grund gehabt, an jenem Abend auszugehen, und wollte ihn nun ihren Unmut fühlen lassen, daß er nicht sogleich gekommen sei, um eine Erklärung von ihr zu erbitten. Seine ohnehin empfindlichen Nerven gerieten in fieberhafte Erregung. So nahe am Ziel, schien eine geheimnisvolle Macht sich ihm entgegenzustellen, und mit der ganzen Willenskraft seines Charakters beschloß er, um jeden Preis sich Klarheit zu verschaffen, um so mehr, da er einen Brief von seiner Mutter erhalten hatte, die ihm sorgenvoll und bekümmert mitteilte, daß eine Ueberschwemmung des Flusses bei Rottbergen einen empfindlichen Schaden angerichtet habe und sie zwingen werde, für die notwendige Wiederherstellung der Felder und die Deckung des Ernteausfalls eine Anleihe zu machen. Seine eigenen Verlegenheiten

begannen ihn zu drücken, und es mußte ein entscheidender Schritt gethan werden.

An einem der nächsten Abende fuhr er zu der Marquise. Zu seinem Befremden hielt vor dem Hofthor ein Wagen.

Als er in das Haus trat, kam ihm der Kammerdiener entgegen und erklärte ihm mit bedauerndem Achselzucken, daß die Marquise noch immer verhindert sei, Besuche zu empfangen.

Er wurde bleich und preßte die Lippen aufeinander, um seine Bewegung zu verbergen.

„Fragen Sie die Frau Marquise," sagte er, „ob sie nicht die Güte haben wolle, mich nur einen Augenblick zu empfangen, ich wünsche ihr nur meine Teilnahme auszudrücken und von ihr selbst zu hören, daß ihr Leiden nicht gefährlich ist."

Der Kammerdiener zögerte und schien unschlüssig.

„Melden Sie mich immerhin," rief Eduard gebieterisch, „ich nehme die Verantwortung auf mich. Die Frau Marquise wird mit mir vielleicht eine Ausnahme machen."

Als der Kammerdiener zögernd die Thür des Salons öffnete, hörte Eduard von innen lachende Stimmen. Schnell drängte er den Kammerdiener zur Seite, stieß die Thür auf und trat ein.

Die Marquise saß an dem Theetisch, an welchem er so oft mit ihr den Abend verplaudert hatte, ihr zur Seite, zu ihr hinübergebeugt, ein Mann von etwa vierzig Jahren, mit einem vornehmen, blassen Gesicht, dessen hohe Stirn von kurz geschnittenem, schwarzem Haar umrahmt war. Er hielt die Hand der schönen Frau in der seinen und schien über ein Scherzwort, das sie ihm gesagt, zu lächeln.

Wie versteinert blieb Eduard in der Nähe der Thür, die er schnell hinter sich verschloß, stehen. Er erkannte in dem Fremden den russischen Fürsten Malsarew, der seit

einiger Zeit in Paris lebte, und dem er mehrfach in der Gesellschaft begegnet war.

„Ich bedaure, wenn ich störe," sagte er mit bebender Stimme, „ich bin nur gekommen, um mich nach dem Befinden der Frau Marquise zu erkundigen, und freue mich zu sehen, daß meine Besorgnis ohne Grund war."

Der Fürst war aufgestanden und schien eine Aufklärung über diese überraschende Scene zu erwarten.

Die Augen der Marquise blitzten drohend.

„Ich werde meinen Kammerdiener entlassen müssen," rief sie, „da er meine Befehle so wenig beachtet. Er muß Ihnen gesagt haben, mein Herr, daß ich nicht in der Stimmung sei, Besuche zu empfangen, und wenn er dies gethan, so begreife ich nicht, daß Sie —"

„Ich aber begreife es vollkommen," fiel Eduard mit schneidendem Ton ein, „daß Sie nicht geneigt sind, die vortreffliche Gesellschaft, in der Sie sich befinden, durch einen dritten zu vermehren. Ich werde Sie nicht stören, muß mir aber die Bemerkung erlauben, daß ich es nicht gewohnt bin, mich durch Bediente abweisen zu lassen."

„Das sehe ich," erwiderte die Marquise. „Doch einer Dame bleibt kein anderes Mittel, um das Recht ihres Hauses, das jedermann zusteht, zu wahren. In der Gesellschaft, in der ich zu leben gewohnt bin, habe ich bisher noch niemals nötig gehabt, andere Wege zu suchen, um Herrin in meinem Hause zu sein!"

„Ich muß Ihnen bemerken, Graf Maltenberg," sagte Fürst Malsarew tadelnd, „daß diese Erklärung der Frau Marquise vollkommen berechtigt ist, und daß es mir nicht für einen Kavalier geziemend erscheint, wider den Willen einer Dame deren Zimmer zu betreten."

„Und ich, Fürst Malsarew," rief Eduard flammend vor Zorn, „muß Ihnen erklären, daß ich Ihnen kein Recht

zugestehe, mir Lehren des Anstandes zu geben. Das ist eine Dreistigkeit, die ich niemandem erlaube."

Des Fürsten Gesicht wurde noch bleicher. Seine dunklen, tiefliegenden Augen funkelten drohend, aber seine Züge blieben unbeweglich.

„Sie haben ein Wort gesprochen, Herr Graf, das die Fortsetzung dieser Unterhaltung in Gegenwart einer Dame unmöglich macht. Dies wenigstens werden Sie begreifen."

„Ich begreife es und begreife auch, daß ich unrecht hatte, mir Sorgen um die Frau Marquise zu machen, die für mich solcher Sorgen nicht mehr wert ist."

Er grüßte kurz und ging hinaus. Er war in furchtbarer Aufregung. Vor allem war es notwendig, einen Skandal zu vermeiden, der ihn der Lächerlichkeit preisgeben mußte, wenn er, der so stolz und unnahbar in der Welt dastand, zu der Rolle eines abgewiesenen Liebhabers herabsank.

„Alles ist verloren," knirschte er, während er durch die Straßen schritt, „aber dem Spott wenigstens will ich nicht verfallen. Vor allem gilt es, ruhig und sicher zu erscheinen."

Eine Stunde später trat er in den Klub. Er sah bleich und angegriffen aus, aber seine Haltung war ruhig und sicher wie immer, und er nahm mit seiner gewohnten Sicherheit an der Unterhaltung teil.

„A propos, Graf Maltenberg," sagte einer der Herren, der ihm früher Auskunft über die Marquise gegeben, „Sie fragten mich vor einiger Zeit nach der Familie des Marquis v. Martigny. Ich habe traurige Nachrichten über dieselbe aus der Touraine erhalten. Die großen Besitzungen des letzten Marquis waren schon lange sehr schlecht verwaltet worden, ohne daß etwas darüber weiter bekannt wurde. Die großen Güter sollen aber so verschuldet sein, daß es unmöglich ist, dieselben zu halten, und der Witwe

wird von der ganzen scheinbar so großen Erbschaft, um die sie viel beneidet worden ist, wohl so gut wie nichts übrig bleiben."

Eduard preßte seine Hände ineinander, um den Eindruck dieser Worte zu überwinden.

„Es ist traurig," sagte er in gleichgültigem Ton, „daß so viele große Familien meist durch die Schuld ihrer Vorfahren zu Grunde gehen. Uebrigens berührt mich dieser Fall wenig, meine Familie stand mit den Martignys vor langer Zeit in Beziehungen, ich selbst habe darüber nur von meinem Vater sprechen gehört."

Mit scheinbarer Unbefangenheit wendete er das Gespräch anderen Dingen zu und blieb noch längere Zeit im Kreise seiner Bekannten; dann ging er heim, hoch aufatmend. So war also diese Abweisung ein Glücksfall für ihn gewesen. —

Am nächsten Morgen erschienen bei ihm zwei Herren im Auftrage des Fürsten Malsarew, um ihm eine Forderung zu überbringen. Der Fürst wünsche, so sagten sie, keine weitere Erörterung und setze voraus, daß Graf Maltenberg damit einverstanden sein werde.

Eduard stimmte zu und nahm die Forderung an.

In der Frühe des nächsten Morgens stand er dem Fürsten an einer einsamen Stelle im Park von Vincennes gegenüber.

Eduard war ein vortrefflicher Pistolenschütze, aber sein Blut war fieberhaft erhitzt, seine Hand zitterte, und sein Blick war unsicher.

Beim zweiten Kugelwechsel brach er, in die Brust getroffen, zusammen.

Der Fürst trat heran, sprach einige artige, aber kalte Worte, und Eduard, der bald das Bewußtsein verlor, wurde von seinen Freunden in den Wagen gehoben und nach Hause gebracht.

Die Kugel war in der Nähe des Herzens eingedrungen. Die Wunde war lebensgefährlich, aber nicht unbedingt tödlich.

Er lag mehrere Tage bewußtlos im starken Wundfieber und sprach oft in Phantasien, die niemand verstand, die Namen Aline und Klarisse aus. Seine Freunde, die einer barmherzigen Schwester seine Pflege übertragen hatten und ihn häufig besuchten, schlossen daraus, daß bei seinem Streite mit dem Fürsten Malfarew wohl irgend eine Dame im Spiele sein müsse, aber die ganze Angelegenheit blieb dennoch völlig in Dunkel gehüllt, da auch der Fürst niemals ein Wort über die Ursache des Duells sprach.

Endlich gelang es dem Arzt, die Kugel zu entfernen, aber noch lange dauerte es, bis die Heilung vollendet war.

Eduard litt lange noch an heftigen Schmerzen und an einer Schwäche und Erschöpfung, welche ihn unfähig machte, die in ihm aufsteigenden Gedanken mit fester Willenskraft zu ordnen. Und diese Gedanken waren tief schmerzlicher Natur. Sein Leben, das er so jugendfrisch und hoffnungsfreudig begonnen, schien ihm schon ganz verpfuscht. Seine finanziellen Verlegenheiten zeigten ihm eine Zukunft voller Sorgen, die ihn um so mehr und um so peinlicher verfolgen mußten, je höher er in seiner Laufbahn aufstieg und dadurch gezwungen wurde, auf einem glänzenderen Fuß in der vornehmen Welt zu leben. Er schauderte vor einem solchen glänzenden Elend zurück, das entweder zu bitteren Entbehrungen oder zu einem vollständigen Ruin führen mußte. Bei dem Gedanken an seine Mutter machte er sich bittere Vorwürfe darüber, daß er ihre sorgende Arbeit so schlecht gelohnt habe. Bei der Erinnerung an Aline und Klarisse vermischte sich das peinliche Gefühl seines Wortbruchs mit der Erbitterung über Alinens Rachethat und über Klarissens Unversöhnlichkeit. Aber trotz dieser Erbitterung konnte er doch Aline nicht ver=

dammen, die sich in ihrer ersten Liebe betrogen gesehen und jedenfalls in blinder Leidenschaft gehandelt hatte. Ebenso wenig vermochte er aus seinem Herzen die Liebe zu Klarisse zu bannen. Sein Selbstgefühl und sein Stolz waren tief empört bei dem Gedanken an das Spiel, das die Marquise mit ihm getrieben, und dem er wie ein thörichter Schüler zum Opfer gefallen war.

Wenn alle diese Gedanken sich in ihm durchkreuzten, klang durch seine Seele die bittere Frage, warum er auf der Welt sei, warum ein solches Schicksal ihn verfolge, und warum er nicht wie andere die Kraft gefunden oder die Gleichgültigkeit bewahrt habe, um sein Leben auf glatter und sicherer Bahn fortzuführen. War es überhaupt der Mühe wert, zu leben?

Unter diesen marternden Erinnerungen und Zweifeln erstarb der Ehrgeiz, die körperliche Schwäche ließ ihm Ruhe als das wertvollste aller Güter erscheinen, und er fühlte eine immer steigende Sehnsucht, in beschränkter Wirksamkeit fortan sein Leben zu führen, auf heimischer Scholle den inneren Frieden zu suchen und zu finden.

Als er endlich das Bett verließ und den Besuch seiner Freunde wieder empfangen konnte, fanden diese ihn vollständig verändert, nicht nur in seiner abgemagerten Gestalt, seinem blassen Gesicht und seinen tief liegenden, matt blickenden Augen, sondern auch in seinem ganzen Wesen. Die stolze Sicherheit, mit welcher er sonst seine Ueberlegenheit geltend zu machen verstand, war verschwunden; sein scharfes und bestimmtes Urteil war milde und nachsichtig geworden. Er zeigte wenig Teilnahme für die verschiedenen pikanten Ereignisse, welche sich in der vornehmen Welt während seiner Krankheit zugetragen hatten. Auch als einer seiner Freunde ihm unter anderen Neuigkeiten erzählte, daß der Fürst Malsarew sich mit der verwitweten Marquise v. Martigny in nächster Zeit ver-

mählen werde, und daß die schöne Frau, welche bisher niemand gekannt, bereits in der Gesellschaft erschienen sei, in welcher sie bald als die Gemahlin des unermeßlich reichen Fürsten eine glänzende Rolle spielen werde, zuckte nur ein Lächeln um seine Lippen. Er suchte unter dem Vorwand, daß der Arzt ihm die äußerste Schonung verordnet, sich Besuchen so viel als möglich zu entziehen und erbat, sobald er nur einigermaßen dazu im stande war, eine längere Reise zu unternehmen, von seinem Chef einen Urlaub, damit er sich in seiner Heimat vollständig erholen könne.

Der Urlaub wurde ihm sofort bewilligt, und nachdem er nur einige wenige Besuche in den ihm am nächsten stehenden Häusern gemacht, trat er seine Reise an.

Seiner Mutter hatte er nichts von seiner Verwundung und seiner Krankheit geschrieben; er zeigte ihr auch seine Ankunft nicht an. Sie sollte die Gefahr, in der er geschwebt, erst erfahren, wenn sie sich durch seinen Anblick davon überzeugt hatte, daß die Gefahr überwunden sei. Und was er ihr sonst zu sagen hatte, paßte nicht für schriftliche Mitteilungen.

4.

Wieder schmetterte das Posthorn vor dem Schlosse von Rottbergen, der alte Diener trat verwundert vor das Portal und öffnete den Schlag der Kutsche, deren Fenster sorgfältig geschlossen waren. Er bot, sich ehrerbietig verneigend, seine Hand dem in einen Pelzrock gehüllten Herrn, welcher einer Stütze bedürftig schien und fröstelnd vor der Frühlingsluft zurückschauderte, die kalt über die im ersten Grün schimmernden Bäume herwehte.

Der Angekommene schlug seinen hohen Pelzkragen von dem bleichen Gesicht zurück, sah seufzend über die Wipfel des Parks hin und sagte dann mit einer etwas schwachen

Stimme: „Alles ist, wie es war. Habe ich mich denn so sehr verändert, daß du mich nicht wiedererkennst?"

Der Alte blickte ihn forschend an, dann rief er fast bestürzt: „Wahrhaftig, es ist der Graf Eduard, unser junger gnädiger Herr! Welch ein Glück — wie wird sich die Frau Gräfin freuen — es ist so lange her, daß der Herr Graf nicht hier waren!"

Als Eduard bei seiner Mutter eintrat, fand er sie in der Mitte ihres Zimmers, die Hände auf das Herz gedrückt, die Augen feucht von Thränen. Sie war stark gealtert, ihr Haar fast weiß geworden.

Er hatte seinen Pelzrock draußen abgeworfen. Eine Zeitlang standen beide stumm einander gegenüber, die Gräfin bemerkte wohl die Veränderung, welche in der verhältnismäßig kurzen Zeit mit ihrem Sohne vorgegangen war, sie seufzte tief, und ihre Thränen flossen stärker. Dann breitete sie die Arme aus, er eilte zu ihr hin, und sie drückte ihn fest an sich und sagte mit fast erstickter Stimme: „Mein Sohn, mein Sohn, wie lange habe ich dich nicht gesehen!"

„Zu lange, meine Mutter," seufzte er, während auch seine Augen sich mit Thränen füllten. „Ach, es wäre besser gewesen, wenn ich dich niemals verlassen hätte!"

Er zitterte, seine noch schwachen Kräfte verließen ihn, er machte sich von ihr los und sank in einen Sessel.

„Du bist krank gewesen?" fragte die Gräfin, indem sie mit der Hand über seine Stirn strich. „Dein Gesicht ist eingefallen, deine Augen haben ihren Glanz verloren."

„Ja, Mutter. Ich war krank — ich hatte einen Ehrenhandel; du weißt, daß die Gesetze der Ehre in unseren Kreisen unerbittlich sind; die Kugel ist nahe an meinem Herzen vorbeigegangen."

„Mein armer Sohn!" rief die Gräfin schluchzend. „Wie entsetzlich, wenn dein junges, hoffnungsvolles Leben auf

solche Weise hätte zerstört werden sollen! Doch du bist geheilt? Vollkommen geheilt?"

„Ich hoffe es. Ich habe viel gelitten, Mutter, und bin gekommen, um mich hier in der Heimat an Körper und Geist zu erholen und zu neuem Leben zu erstarken."

„Und das sollst du!" rief die Gräfin, sich über ihn beugend und sein Haupt an ihre Brust drückend, wie sie es einst in seiner Kinderzeit gethan hatte. „Ich lasse dich nicht von mir, bevor du nicht in voller Kraft und Frische vor mir stehst!"

„Du sollst mich gar nicht von dir lassen, Mutter," versetzte er, zärtlich ihre Hand küssend. „Ich habe dem Ehrgeiz, der mich mit wilder Leidenschaft ergriffen hatte, Opfer gebracht, die ich nicht hätte bringen dürfen. Ich habe die Frucht deiner Arbeit zerstört, denn ich muß dir bekennen, daß ich noch schwere und drückende Verpflichtungen habe, die unser Vermögen vielleicht noch mehr angreifen, als die Unglücksfälle, von denen du mir geschrieben hast. Ich war kein leichtsinniger Verschwender, Mutter, aber ich wollte niemand über mir dulden in jener Welt des glänzenden Scheins, ich vergaß, daß ich dem falschen Schein die Frucht deiner mütterlichen Sorge preisgab."

„Es ist dein Vermögen," versetzte die Gräfin, „und wenn du weiter emporsteigst, wie du es so glücklich begonnen, so ist das Opfer dafür nicht umsonst gebracht."

„Nein, Mutter," erwiderte Eduard mit festem Ton, „nein, der Dämon des Ehrgeizes hat keine Macht mehr über mich! Meine Pflicht ist es, zu thun, was du bisher für mich gethan; an mir ist es, hier auf der väterlichen Erde zu arbeiten, um für unser Haus zu erhalten und zu mehren, was uns geblieben ist. Ich werde dir die Arbeit abnehmen, die ich dir nie hätte überlassen sollen. Diese Pflicht allein soll fortan mein Leben ausfüllen!"

Die Gräfin drückte ihm zärtlich die Hand. „Deine Krankheit," sagte sie, „hat deinen Geist verdüstert und dir den aufwärts strebenden Mut gebrochen. Wir werden weiter darüber sprechen, wenn du wieder die volle Kraft gewonnen hast."

Er schüttelte schweigend den Kopf.

„Wie wäre alles anders geworden," seufzte die Gräfin, „wenn meine Wünsche für dich sich erfüllt hätten, wenn Klarisse Wartenstein —"

Eduard legte seiner Mutter die Hand auf den Arm und sagte mit düsterem Blick: „Sie hat es nicht gewollt, die Sache ist abgethan und" — fügte er mit unsicherer Stimme hinzu — „längst vergessen."

„Sie ist mir ein schmerzliches Rätsel geblieben. Die Baronin Wartenstein war darüber nicht minder betrübt als ich, sie war überzeugt, daß ihre Tochter dir geneigt sei, und hat von Klarisse über die plötzliche Ablehnung keine genügende Erklärung erhalten. Auch hat Klarisse seitdem mehrere Bewerbungen zurückgewiesen. Meine Freundin vermutet ein Geheimnis — vielleicht ein Mißverständnis. Ist etwas zwischen euch vorgegangen, das sich vielleicht aufklären ließe?"

Einen Augenblick zog es wie ein freudiger Schimmer über Eduards Gesicht, dann aber sagte er ernst und unwillig mit scharfer Betonung: „Nichts, Mama, ich habe mich getäuscht. Ich stand ja damals in dem Alter der Täuschungen, welche vor der Wirklichkeit wie Seifenblasen zerstäuben. Die Erinnerung an solche Täuschung ist aber nicht erfreulich."

Die Gräfin seufzte und sprach schnell, um ihn zu zerstreuen, von etwas anderem, von den Unglücksfällen, die ihre Wirtschaft in Rottbergen getroffen, und von den Vorkehrungen, dieselben möglichst unschädlich zu machen.

Seine Zimmer waren inzwischen in Ordnung gebracht.

Die Gräfin bestand darauf, daß er sich zur Ruhe begebe, und so ging er hinauf. Als er in seinem Zimmer allein war, trat er an das Fenster und blickte, wie er es früher gethan hatte, über die Bäume des Parks zum Abendhimmel auf. Er gedachte jenes Abends, an dem er Aline zum erstenmal gesehen, und seufzte tief auf.

„Wenn es alles noch wäre, wie damals," sagte er, „wenn es wieder so werden könnte! Aber die Vergangenheit kommt nicht wieder, so sehr sie auch in eisernem Griff die Erinnerung festhält. Das Glück, von dem ich einst hier träumte, ist verloren, aber die Ruhe, den Frieden, den Lebensmut muß ich wiederfinden."

Es schien, als ob dieser Vorsatz und die alte heimatliche Umgebung seine zerrütteten Nerven beruhige. Er fand seit lange zum erstenmal den Schlaf wieder, wenn auch verworrene Traumbilder ihn zuweilen schreckhaft auffahren ließen. — —

Am nächsten Morgen war er früh schon auf und setzte sich nach dem Frühstück trotz der sorgenden Abmahnung seiner Mutter in den Wagen, um nach der Stadt zu fahren.

Er ordnete auf dem Bahnhof die Verladung seines Gepäcks und ging dann nach der Wohnung des Doktors Treubitz. Ein Hausmädchen öffnete die Thür und sagte ihm auf seine Frage, daß der Herr Sanitätsrat im Augenblick nicht zu Hause sei.

„Und seine Tochter?" fragte Eduard. „Wenn sie zu Hause ist, so melden Sie mich bei ihr. Ich bin der Legationsrat Graf v. Maltenberg."

Das Mädchen ging und kehrte, nachdem sie die ihr übertragene Meldung gemacht, zurück, um ihm die Thür zu einem freundlichen, behaglichen Wohnzimmer zu öffnen.

Nachdem er wenige Augenblicke gewartet hatte, trat Aline ein.

Sie trug ein einfaches Hauskleid und schien kräftiger geworden zu sein, aber ihre ganze Erscheinung hatte sich wesentlich verändert. Der zarte Schmelz der aufknospenden Jugend, der einst auf ihrem Gesicht ruhte, war verschwunden, ihre Züge waren schärfer ausgeprägt, ihre einst so träumerischen, fragend in die Welt schauenden Augen blickten mit einem gewissen zufriedenen Selbstgefühl ihm entgegen, und ihre Gestalt zeigte eine Rundung und Fülle, die nicht mehr ihre frühere elfenhaft duftige Zartheit erkennen ließ.

Sie errötete flüchtig und schien bei der Veränderung, die sie an ihm wahrnahm, zu erschrecken. Dann reichte sie ihm die Hand und sagte mit unbefangenem Lächeln: „Sie sind lange fort gewesen, Herr Graf; Ihre Frau Mutter wird glücklich sein, Sie wiederzusehen, und ich freue mich im Sinne der hochverehrten Dame, die ich ja meine mütterliche Freundin nennen darf."

Eduard war betroffen über diesen so natürlich ungezwungenen Empfang. Er hatte sich das Wiedersehen anders gedacht. Aline zeigte eine stärkere Selbstbeherrschung, als er sie hatte gewinnen können, und einige Augenblicke vermochte er kein Wort der Erwiderung zu finden.

„Ich bin zu lange fortgeblieben," sagte er. „Ich habe unrecht gehabt gegen meine Mutter und gegen meine Heimat; die unruhig treibenden Wogen des Lebens haben mich fortgerissen und mich vergessen lassen, was ich niemals hätte vergessen sollen. Ich habe das Glück nicht gefunden, das ich im Sturm und Drang des Lebens suchte. Ein böses Verhängnis hat mich verfolgt — ich habe mehr gelitten, als ich es aussprechen kann. Aber ich hoffe in der Heimat wiederzufinden, was ich verloren habe."

Aline schlug einen Augenblick die Augen nieder, dann sah sie ihn mit einem warmen, mitleidigen Blick an und erwiderte: „Sie sind krank gewesen, Herr Graf, schwer krank, das sieht man in Ihrem Gesicht, aber Sie werden

hier in der alten Heimat wieder gesund werden, und die Freude, die Sie Ihrer Mutter bereiten, wird auch Ihnen Mut und Kraft wiedergeben."

„Ich bin krank gewesen," erwiderte Eduard mit einem Blick, der in ihrer Seele lesen zu wollen schien, „aber die Krankheit war mein geringstes Leiden. Meine Seele war krank in ihren Tiefen, ich konnte keinen Frieden und keine Ruhe finden, weil ein Fluch mich verfolgte, der mich auf Irrwege führte. Sie kennen die Vergangenheit, aus welcher der Fluch aufgestiegen ist. Ich habe Ihr Vertrauen getäuscht — können Sie vergessen, können Sie vergeben?"

Sie erbleichte. Ein tiefer Ernst lag auf ihren Zügen, als sie erwiderte: „Vergessen kann ich einen Traum nicht, der wie ein Strahl des Morgenlichts auf die aufknospende Blüte des Lebens fiel, vergessen nicht das schmerzvolle Erwachen aus diesem Traum. Aber vergeben kann und thue ich von ganzem Herzen, was Sie gegen mich gefehlt."

„Es ist gut, ich danke Ihnen, Aline! Sie entlasten mein Gewissen von einem schweren Selbstvorwurf."

Ihr schien dies Gespräch peinlich.

„Ach, lassen wir doch das," sagte sie ablenkend. „Wir haben genug von der Vergangenheit gesprochen, die Gegenwart hat ihr Recht, und für mich ein ganz besonderes Recht, da sie mir die Pflicht auferlegt, Ihnen, dem Sohn meiner verehrten Freundin, auch meines Hauses Gastfreundschaft zu bieten. Nicht wahr, Sie machen uns die Freude, bei uns zu essen, da Sie ja doch wohl nicht gleich nach Rottbergen zurückfahren wollen. Mein Mann wird bald zurückkehren, er wird sich freuen, Sie kennen zu lernen."

Eduard saß ihr mit starren Blicken regungslos gegenüber.

„Ihr Mann?" fragte er, mühsam die Worte hervorstoßend, „Sie sind verheiratet?"

„Das wußten Sie nicht?" fragte sie unbefangen. „Ich glaubte, die Gräfin hätte Ihnen das mitgeteilt. Mein

Mann ist ein Verwandter meines Vaters, ebenfalls Arzt, wie er. Er kam hierher, um meinem Vater in der Praxis beizustehen und —"

Sie neigte lauschend den Kopf zur Seite. Man hörte auf dem Flur eine Bewegung und eine helle Kinderstimme.

„Dort kommt mein kleiner Karl von seinem Spaziergange zurück. Es ist ein prächtiger Junge, und Sie müssen mir erlauben, daß ich ihn vorstelle."

Die Thür öffnete sich. Eine Kinderfrau trat ein. Sie trug den Kleinen, der jauchzend die Arme nach seiner Mutter ausstreckte.

„Sehen Sie ihn an," sagte Aline, das Kind auf den Schoß nehmend und seine vollen roten Wangen und seine blauen Augen küssend, „ist er nicht groß und stark für sein Alter?"

Eduard blieb stumm, was in seinen Augen lag, war keine Teilnahme.

„Der Kleine müßte seine Milch haben, Frau Doktor," sagte die Kinderfrau, „er ist hungrig geworden von der frischen Luft."

„So nehmen Sie ihn."

Sie reichte der Wärterin das Kind, das einige weinerliche Laute ausstieß, aber doch ohne großes Widerstreben sich hinaustragen ließ.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau," sagte Eduard mit scharfem Tone, „daß ich mich nicht so schnell in diese Ueberraschung finden kann. So haben Sie also vergessen — und es ist ein Glück, daß Sie es konnten."

„Muß man die Vergangenheit vergessen," erwiderte sie, „um in der Gegenwart glücklich zu sein?"

„Man muß vergessen, um es zu werden. Sie glücklich zu sehen, befreit meine Seele von einer schweren Last. Aber," fuhr er mit finsterem Blick fort, „Sie haben mich

hart getroffen. Sie glauben nicht, was ich gelitten habe durch Ihre Rache, und wenn ich gewußt hätte —"

„Lassen Sie die Vergangenheit," unterbrach sie ihn. „Sagen Sie mir nur eins: Haben Sie Klarisse Wartenstein wirklich und wahrhaftig geliebt, oder war dies auch nur ein Jugendtraum für Sie, der mit dem aufsteigenden Tageslicht verfliegt?"

„Sie haben ein Recht zu dieser Frage," erwiderte er, „und ich will sie Ihnen beantworten. Ja, ich habe sie geliebt, und diese Liebe wird nie erlöschen. Ich habe sie in meinem Herzen getragen in all meinen Leiden. Nur eine wahre Liebe konnte den Jugendtraum verscheuchen, den ich einst mit Ihnen geträumt habe, nur das reine Sonnenlicht kann den lieblich dämmernden Schimmer der Morgenröte überstrahlen."

Eine Thräne schimmerte in Alinens Auge, und sie sagte leise flüsternd: „Dann habe ich viel gut zu machen, dann habe ich Sie um Verzeihung zu bitten, mehr als Sie mich."

Eduard konnte nicht antworten, denn die Thür wurde geöffnet, und ein junger hochgewachsener Mann trat ein. Es war Alinens Gatte.

Er begrüßte Eduard mit freier Unbefangenheit und sprach seine Freude aus, den Sohn der von ihm hochverehrten Gräfin kennen zu lernen. Auch er lud Eduard herzlich ein, dazubleiben. Doch dieser lehnte ab. Er begrüßte nur noch den ebenfalls heimkehrenden Sanitätsrat und fuhr dann nach dem Schlosse zurück.

Sein Gewissen war jetzt frei. Wie neubelebt atmete er in tiefen Zügen die reine frische Frühlingsluft. —

Die Gräfin hatte Eduard mit Sorge erwartet, sie fürchtete, daß die Fahrt nach der Stadt seine so sehr geschwächte Gesundheit noch mehr erschüttern werde, und machte sich Vorwürfe, daß sie nicht ernstlicher davon abgeraten

habe. Aber sie fand ihren Sohn zu ihrer großen Freude bei ihrer Rückkehr wohler als vorher, und sein Mund lächelte ihr so herzlich entgegen, daß sie an die vergangenen Zeiten erinnert wurde. Wenn die Zerstreuung und die Bewegung in der frischen Luft einen so günstigen Eindruck auf ihn ausüben konnte, so mußte wohl seine Kraft noch nicht so erschöpft sein, wie sie gefürchtet hatte. Er erzählte ihr, daß er Treubitz besucht und bei ihm und dessen Familie einige sehr angenehme Stunden verlebt habe.

„Du hattest mir nicht mitgeteilt," sagte er mit leichtem Vorwurf, „daß Aline verheiratet sei, und ich war sehr erstaunt, als sie mir ihren Mann vorstellte."

„Ich mag es wohl vergessen haben," sagte die Gräfin entschuldigend, „da mir so viele Gedanken und Sorgen durch den Kopf gingen, und du schienst nach deinen Briefen ja auch wenig Teilnahme für die Heimat zu haben."

„Verzeih, Mutter, der Strudel der Welt hatte mich fortgerissen. Jetzt fühle ich erst wieder, daß das Herz mit unzerstörbaren Fäden an der Heimat hängt. Ich freue mich übrigens aufrichtig, daß Aline glücklich verheiratet ist." —

Die günstige Veränderung, welche mit Eduard vorgegangen war, behielt in den nächsten Tagen Bestand, so daß die Gräfin den so düsteren und erschreckenden Eindruck, den seine Erscheinung beim ersten Wiedersehen auf sie gemacht hatte, den Anstrengungen der weiten Reise zuschrieb und an seiner völligen Genesung nicht mehr zweifelte.

Er unterrichtete sich eifrig und eingehend über den Stand der Wirtschaft, begleitete die Gräfin auf ihren Ausfahrten über die Felder hin, ließ sich die Beschädigung der Ueberschwemmung zeigen und die Pläne zur Beseitigung derselben erklären. Auch durchsah er sorgfältig die Rechnungen und überraschte seine Mutter mit einer äußerst verständnisvoll und praktisch gemachten Aufstellung, nach welcher durch

die Uebernahme einer ohne drückende Schwierigkeiten abzulösenden Hypothek alle Verlegenheiten beseitigt werden konnten.

Die Gräfin war glücklich darüber, daß ihn diese Beschäftigung anregte und befriedigte. Sie konnte sich freilich nicht recht darein finden, daß er seine Laufbahn aufgeben wollte, und vermied es, mit ihm über diesen Punkt zu sprechen; aber sie fühlte nicht mehr das lebhafte Widerstreben gegen seinen Willen, wenn er bei demselben bleiben sollte. Die Hauptsache für sie war doch, daß er, an Geist und Körper gesund, einen sein Leben ausfüllenden befriedigenden Beruf fände; und für sie selbst konnte sich ja das Alter, dessen Last sie mehr und mehr fühlte, nicht glücklicher gestalten, als wenn sie den Sohn an ihrer Seite behielt.

Der alte Sanitätsrat Treubitz kam mit seinem Schwiegersohn, um Eduard einen Gegenbesuch zu machen. Er entschuldigte Aline mit der Notwendigkeit einer kurzen Reise, die sie habe machen müssen.

Eduard begriff es, daß Aline ein Zusammentreffen mit ihm in Rottbergen peinlich sein mochte, um so mehr, als sie jetzt wußte, wie sehr sie in seiner Schuld war.

Einige Tage später teilte die Gräfin, als Eduard zum Frühstück zu ihr kam, ihm freudig erregt mit, daß die Baronin Wartenstein, die sie so lange nicht gesehen, ihren Besuch angekündigt habe und am nächsten Tage schon ankommen werde.

„Klarisse wird sie begleiten," fügte sie mit einem prüfenden Seitenblick auf ihren Sohn hinzu.

Eduard zuckte zusammen, und einen Augenblick blitzte der Gedanke in ihm auf: Sollte Klarisse auch wie Aline den Traum der Vergangenheit vergessen und in einer beglückenden Wirklichkeit dafür Ersatz gefunden haben?

Die bevorstehende Begegnung war eine harte Prüfung,

aber sie mußte bestanden werden. Er mußte die Kraft finden, diese Erinnerung für immer zu begraben. Doch waren es schwere Stunden für ihn, bis am nächsten Tage wieder das Hornsignal ertönte, und er mit seiner Mutter an den vorfahrenden Wagen trat, um die Damen zu empfangen.

Die Baronin schien durch seine Anwesenheit nicht überrascht zu sein, sie begrüßte ihn mit natürlicher Herzlichkeit, als ob seit der Zeit, in der sie ihn zuletzt gesehen, nichts verändert wäre. Klarisse, welche nach ihrer Mutter ausstieg, schien bewegt, und ihre Hand zitterte, als sie sich auf Eduards Arm stützte.

Obgleich ein leichter Schleier ihr Gesicht verhüllte, so bemerkte Eduard doch, daß sie bei seinem Anblick erschrak und ihn mit einem wehmütigen, forschenden Blick ansah.

Sie mußte wohl durch die große Veränderung, die mit ihm vorgegangen, betroffen sein, denn seine Mutter war ja ebenso erschrocken gewesen, als sie ihn zuerst wiedersah, und ein schmerzlicher Seufzer stieg aus seiner Brust auf, als die Erinnerung an die bittere Abschiedsstunde in ihm lebhaft wieder auftauchte.

Auch Klarisse war verändert, ihr Gesicht war ernster geworden, in ihren Augen lag nicht mehr die kindlich übermütige Lebenslust, aber die liebliche Anmut ihrer ganzen Erscheinung war dieselbe geblieben, und der sinnende Ernst in ihren Zügen machte sie vielleicht noch schöner.

Der Abend verging schnell. Die beiden alten Damen sprachen von den Erinnerungen aus ihrer Jugendzeit — eine Unterhaltung, an der Eduard und Klarisse nicht teilnehmen konnten.

Dann berührte man die Verhältnisse in der Residenz, in welcher die Gräfin ja auch noch manche alte Bekannte hatte. Die Baronin fragte Eduard nach diesem und jenem in Paris. Die Vergangenheit wurde nicht erwähnt, auch

that die Baronin keine Frage über Eduards unerwartete Ankunft in Rottbergen, und die Verlegenheit und tiefe innere Erregung, welche ihm dies Wiedersehen bereitete, war ihm wenigstens so weit erleichtert, daß er die äußere Ruhe und Fassung vollständig zu bewahren vermochte. Sein Herz schnürte sich zusammen, als er das verlorene Glück in lebendiger Gestalt vor sich sah, aber sein Stolz gab ihm die Kraft, ruhig zu erscheinen. Er war der Verletzte, der Beleidigte.

Am nächsten Vormittag schlug die Gräfin bei dem sonnenhellen, milden Frühlingswetter einen Gang durch den Park vor. Sie war mit ihrer Freundin bald wieder in ein einfaches Gespräch vertieft, und Eduard war nun gezwungen, mit Klarisse zum erstenmal unmittelbar und außerhalb einer allgemeinen Unterhaltung zu sprechen. Er vermochte trotz der gewaltsamen Anstrengung seiner Willenskraft das Wort zu einer Einleitung eines gleichgültigen Gesprächs nicht zu finden, und eine Zeitlang gingen beide schweigend nebeneinander unter den frühlingsgrünen Bäumen hin. Klarisse schien ihre Schritte absichtlich zurückzuhalten, und so kam es, daß er sich mit Klarisse bald allein sah.

Da brach sie das peinliche Schweigen und sagte, wie einem plötzlichen Entschluß folgend, indem sie einen Augenblick stehen blieb: „Bei unserem letzten Abschied, Graf Maltenberg, habe ich Ihnen schweres Unrecht gethan. Ich begreife Ihr Schweigen, und es ist wohl an mir, jetzt zuerst zu sprechen und jene bösen Worte zurückzunehmen. Ich bitte Sie, grollen Sie mir nicht mehr."

Eduard sah sie wie aus einem Traum erwachend an, schmerzlich zuckten seine Lippen.

„Ich danke Ihnen, mein gnädiges Fräulein. Ja, Sie haben mir damals bitter Unrecht gethan, freilich ich war ja schuldig, doch nicht Ihnen gegenüber."

„Ich habe Frau Aline gesprochen," sagte Klarisse

leise. „Sie ist zu mir gekommen, um mich über alles aufzuklären —"

„Und," fiel Eduard sarkastisch ein, „auch Sie vergessen und vergeben, auch Sie haben Ihr Glück gefunden —"

Sie sah ihn groß und frei an, ein warmes Licht strahlte aus ihren Augen.

„Ich habe Ihnen nichts zu vergeben, gegen Aline waren Sie schuldig, wenn ich für Sie nicht etwa auch ein kindischer Traum war, der vor der Wirklichkeit zerflossen ist."

„Klarisse!" rief er, „nein, es war die Wahrheit, heilige Wahrheit! Wohl war es auch ein seliger Traum, aber aus diesem Traum hoffte ich zu noch schönerer Wirklichkeit zu erwachen."

„Nun also," fiel sie ein, „so habe ich Ihnen nichts zu vergeben. Vergessen freilich habe ich nicht, und mein Glück habe ich auch nicht gefunden. Ich hielt es für verloren bis jetzt."

„Klarisse, kann dies Wahrheit sein? Darf ich Ihre Worte verstehen, wie mein Herz es ersehnt?"

Das erloschene Feuer der Jugend schien in seinen Augen aufzulodern, sie wendete sich zu ihm und sah ihn mit einem Blick an, der ihn mit Glückseligkeit erfüllte.

„Wollen Sie," fragte sie flüsternd, „wollen Sie mir beistehen, das verlorene Glück wiederzufinden?"

Seine Antwort war ein Jubelruf, der hell aus der Tiefe seiner Brust heraufklang. Er zog sie an seine Brust, sie schmiegte sich errötend an ihn und blickte glücklich lächelnd in seine Augen.

Die alten Damen hatten das Ende der Allee erreicht, und die freundliche Landschaft, die sich hier vor ihren Blicken öffnete, betrachtet. Sie wendeten sich zur Rückkehr und blieben bei dem Anblick ihrer Kinder stehen.

Die Gräfin schien hoch erstaunt, die Baronin Wartenstein lächelte.

„Ich habe so etwas erwartet," sagte sie. „Glaubst du denn, daß ich sonst gekommen wäre?"

„Aber wie ist denn das zugegangen?" fragte die Gräfin. „Warum diese Jahre voll Sorgen — ich habe es so schmerzlich empfunden, daß unsere innigsten Wünsche unerfüllbar schienen. Was ist zwischen den beiden vorgegangen?"

„Ich weiß es nicht. Klarisse hat mich gebeten, dich mit ihr zu besuchen, was ich ja schon lange gethan hätte, wenn diese unglückliche Sache, in der irgend ein großes Mißverständnis stattgefunden haben muß, nicht dazwischen gekommen wäre. Jetzt merkte ich aber gleich, daß es sich aufgeklärt haben müsse."

„Ein unseliges Mißverständnis," sagte die Gräfin seufzend, „das mir viel Kummer gemacht hat und meinem Sohn gewiß auch."

„Lassen wir den Kindern ihr Geheimnis. Du siehst, ich hatte mich doch nicht über ihre Herzen getäuscht, ihre Liebe hat standgehalten, und nun ist doch alles gut geworden."

Klarisse bemerkte zuerst, daß die alten Damen sich zur Rückkehr gewendet hatten, sie machte sich sanft von Eduard los, nahm seinen Arm und ging mit ihm den beiden Müttern entgegen.

Die Gräfin umarmte sie zärtlich mit Freudenthränen in den Augen. Eduard küßte ehrerbietig die Hand der Baronin und sagte tief bewegt: „Die Frage, gnädige Frau, die Sie mir einst an Ihre Tochter zu stellen erlaubten, hat eine beglückende Antwort gefunden. Darf ich auch heute noch hoffen, daß Sie dieser Antwort zustimmen?"

„Von Herzen!" erwiderte die Baronin. „Und meine alte Freundin darf nicht eifersüchtig werden, wenn ich auch das Recht in Anspruch nehme, Sie meinen Sohn zu nennen."

Sie kehrten zum Schloß zurück, und die beiden Mütter schienen fast noch glücklicher als ihre Kinder.

„Das Licht ist aufgegangen,“ flüsterte Eduard in Klarissens Ohr, „und es strahlt um so heller, je dunkler die Wege waren, die mich zu dir geführt haben.“

„Nichts von der Vergangenheit,“ erwiderte sie, „uns gehört die Gegenwart und die Zukunft.“





Die Grönländer und ihre Litteratur.

Bilder aus dem hohen Norden. Von **F. Mewius.**

Mit 9 Illustrationen.

Daß das Polarvolk der Eskimos, besonders die grönländischen Eskimos, vortrefflich mit dem Kajak umzugehen und Fische und Robben zu fangen versteht, ist allgemein bekannt, aber von einer Litteratur der Grönländer hat man gewiß wenig oder gar nichts gehört. Gleichwohl giebt es eine solche. Die Kunst Gutenbergs macht es auch den Grönländern möglich, ihre litterarischen Bedürfnisse zu befriedigen und sich einen geistigen Sammelpunkt zu schaffen.

Zu einem solchen Sammelpunkt hat sich die periodische Druckschrift gestaltet, die nun bereits seit einer Reihe von Jahren in Grönland erscheint und die erste und einzige in der Sprache der Eingeborenen gedruckte Zeitung der Grönländer und der Eskimos überhaupt darstellt. Wie der Drucker und der Redakteur der Zeitschrift, so setzen sich auch die Mitarbeiter ausschließlich aus Eingeborenen zusammen. Es sind hauptsächlich die Robbenfänger, die „Kajakmänner", die hier Erlebnisse aus ihrem an Gefahren so reichen Berufe erzählen. Wie ihre Vorfahren einst in den mündlichen Ueberlieferungen, den Sagen, von ihren Thaten berichteten, so giebt der heutige Grönländer in



Typen Grönländischer Eskimos.

seiner Zeitung ein getreues Spiegelbild seines Lebens, das in hohem Grade geeignet ist, zur Kenntnis dieses Polarvolkes beizutragen.

Die in kulturhistorischer Beziehung interessante Thatsache der Herausgabe einer Zeitung durch Grönländer ist indessen kaum so verwunderlich, wie dies auf den ersten Blick erscheinen könnte. Denn die dänische Regierung und die Missionare haben außerordentlich viel zur Hebung der Grönländer in geistiger Beziehung gethan. Es giebt jetzt wohl im ganzen Gebiet der dänischen Kolonien an der Westküste Grönlands vom Kap Farewell im Süden bis zur nördlichsten Kolonie Upernivik schwerlich einen Grönländer zwischen zwölf und vierzig Jahren, der nicht seine Muttersprache gut lesen und schreiben könnte. Das gilt für Männer wie für Frauen, und dieses gute Ergebnis wurde zum wesentlichsten Teil durch die in den dänischen Kolonien errichteten Seminare erzielt, in denen junge Grönländer als Katecheten ausgebildet werden, um in den verschiedenen Teilen des Landes Unterricht zu geben. Sowohl beim Schul- wie beim Religionsunterricht kommen natürlich in grönländischer Sprache verfaßte Unterrichtsbücher zur Anwendung. Ganz besonders wird es unsere Leser zu erfahren interessieren, daß ein Deutscher es gewesen ist, der die erste Grammatik der schwierigen grönländischen Sprache verfaßt hat, welche die Grundlage für den gegenwärtigen Sprachunterricht in den Schulen Grönlands bildet. Dies war Samuel Kleinschmidt, ehemaliger Missionar in der bei Godthaab belegenen Missionsstation Neu-Herrnhut, einer der grönländischen Zweiganstalten der bekannten Brüdergemeinde der Herrnhuter.

Bis zum Jahre 1860 besaßen die Grönländer an Lesestoff nichts weiter, als ihre religiösen Bücher und einige kleine Erzählungen, gleichfalls religiöser Art, die von den in Grönland wirkenden Geistlichen gelegentlich übersetzt

worden waren. An Unterhaltungslektüre im eigentlichen Sinne des Worts fehlte es dagegen völlig. Inzwischen entstanden aber wenigstens eine Reihe guter Schulbücher, von einigen jüngeren Geistlichen des Landes und von Kleinschmidt verfaßt, und an Unterhaltungsstoff gab es schließlich auch einige wenige in die grönländische Sprache übersetzte Werke, bestehend aus Wielands „Oberon" und zwei Schriften eines dänischen Verfassers. Daß diese Werke nur als Handschriften existierten, that der Benutzung keinen Abbruch; sie wurden vielbegehrt und wanderten von Haus zu Haus und von Kolonie zu Kolonie. Ebenso eifrig gelesen wurde von den Grönländern ein Liederbuch, bei dem es dem Uebersetzer gelungen war, Reime und Rhythmus in glücklicher Weise wiederzugeben, etwas, wofür die Grönländer vielen Sinn haben, was sie aber bei den Uebersetzungen der älteren geistlichen Lieder entbehren mußten. — Im übrigen besaßen die Grönländer in ihren von einem Geschlecht aufs andere vererbten alten Sagen einen guten Unterhaltungsstoff, von dem sie das Beste schriftlich auf-


Grönländerin mit Kind.

zeichneten und gegenseitig ausliehen. Dies in Verbindung mit dem Eifer, mit dem sie die ihnen zugänglich gemachten Uebersetzungen lasen, zeigte deutlich, daß der heutige Grönländer ein gewisses litterarisches Bedürfnis empfindet. Einige einsichtsvolle Männer suchten dem Rechnung zu tragen, indem man für Errichtung einer kleinen Buchdruckerei in Godthaab sorgte und gleichzeitig an die Eingeborenen nah und fern die Aufforderung erließ, Schilderungen aus ihrem Leben, ihren Jagden und Reisen u. s. w., die für die in dieser Druckerei herzustellende Zeitschrift Verwendung finden sollten, einzusenden.

Dieser Plan ging ursprünglich von Doktor H. Rink, dem langjährigen Leiter des südlichen der beiden Inspektorate, in die die dänischen Kolonien in Westgrönland eingeteilt sind, aus. Er wurde dabei von Männern wie dem Missionar Kleinschmidt u. a. kräftig unterstützt, und auch das Direktorium des grönländischen Handels in Kopenhagen stellte sich der Sache günstig gegenüber. So entstand 1861 die erste Druckerei, sowie die erste und einzige Zeitung in Grönland, wobei man indessen nicht an ein täglich erscheinendes Blatt denken darf. Man gedachte vielmehr aus den einlaufenden Beiträgen ein Jahresheft zu bilden, das im Laufe des Winters gedruckt werden und zum Beginn des Sommers fertig sein sollte, zu welcher Zeit der Verkehr zwischen den einzelnen Kolonien immer von neuem begann. Und so geschah es auch. Die damals ins Leben gerufene grönländische Zeitung hat sich als lebenskräftig erwiesen und erscheint noch heutigen Tages.

Ihr Titel ist „Atuagagdliutit, nalinginarnik tusaruminásassunik univkat“, was verdeutscht etwa heißen würde: „Etwas, was zum Lesen gegeben ist, Erzählungen, die wert zu hören sind.“ Sie ist gleichzeitig Zeitung und illustrierte Zeitschrift, denn sie bringt auch Illustrationen, und wie sich Schreiber dieses aus einem ihm von der

Direktion des königlich grönländischen Handels in Kopenhagen freundlichst überlassenen Jahrgang überzeugen konnte, haben der grönländische Drucker und der Illustrator ganz Tüchtiges gelernt. Redakteur dieser Zeitschrift ist Lars Möller, der trotz seines dänischen Namens ein echter Grönländer ist. Lange Jahre hindurch war er gleichzeitig sein eigener Drucker, Illustrator, Buchbinder und Expedient; jetzt wird er von seinen Söhnen unterstützt. Gelegentlich einer Forschungsreise in Grönland hatte ihn Doktor Rink als jungen Menschen mit nach Kopenhagen genommen, ihn dort als Buchdrucker, Lithographen und Buchbinder ausbilden lassen und nach einer Lehrzeit von acht Monaten wieder nach Grönland geschickt, wo Lars Möller seitdem jahrein, jahraus die grönländische Zeitschrift herausgiebt, die den Eingeborenen so viele frohe Stunden bereitet. Die Auflage wird alljährlich durch die Vorsteher der Kolonien, denen man eine gewisse Anzahl zustellt, gratis verteilt. Als Gegenleistung treffen



Der grönländische Buchdrucker Lars Möller.

dann aus allen Teilen des Landes freiwillige Beiträge ein, von denen nicht wenige mit den Worten: „Da es so überaus unterhaltend ist, im „Atuagagdliutit“ zu lesen, so will ich nun auch etwas dazu beitragen,“ und ähnlichen Wendungen beginnen.

Der Inhalt der von den Grönländern beigesteuerten Aufsätze dreht sich überwiegend um Erlebnisse bei Ausübung ihrer Beschäftigung, der Robben- und Bärenjagd, die einen unerschöpflichen Unterhaltungsstoff bildet. Denn die Eingeborenen sind ein Jagdvolk ersten Ranges, und noch heutigen Tages bietet ihnen die Jagd, von der Gewinnung von Kryolith oder Grönlandspat abgesehen, das einzige Mittel zum Lebensunterhalt. Sie sind es denn auch, von denen die Europäer in Grönland abhängen, nicht umgekehrt, und die letzteren sind auch keineswegs als ihre Arbeitsherren zu betrachten, was schon der Umstand ausschließt, daß der Grund und Boden in Grönland keinen Wert hat. Es verdient betont zu werden, daß die Dänen ihren grönländischen Kolonien eine Fürsorge zuwenden, die fast ohne Beispiel dasteht, und der es nur zu danken ist, daß dies Jagdvolk in seinen alten Lebensgewohnheiten erhalten und von den schädlichen Einflüssen, denen sonst Jagdvölker in Berührung mit der Zivilisation ausgesetzt sind, verschont blieb. Wesentlich trug dazu bei, daß die dänische Regierung durch eine Bestimmung, die das Besegeln der dänischen Kolonien in Grönland ohne ihre ausdrückliche Erlaubnis nicht gestattet, in der Lage war, die Eingeborenen vor unnötiger Berührung mit Fremden zu bewahren, während andererseits in geistiger Beziehung, wie sich aus dem Vorhergesagten ergiebt, viel gethan worden ist.

Das notwendigste Hilfsmittel für die Ausübung des Robbenfanges ist neben einigen anderen Gerätschaften der Kajak, das kleine Fahrzeug, mit dem die Polarbewohner

so meisterhaft umzugehen verstehen, und das heute noch ebenso wie vor tausend Jahren aussieht. Seine Handhabung ist keineswegs leicht, und der Kajakfänger muß seine Lehrzeit früh beginnen. Hat ein Knabe das Alter von zehn bis zwölf Jahren erreicht, dann bekommt er nach altem Brauch einen Kajak. Für eine Familie stellt der



Eskimos auf der Robbenjagd.

heranwachsende Jüngling eine Stütze, das Betriebskapital dar. Das erste, was der angehende Kajakfänger zu lernen hat, ist die Kunst, sich allein aufzurichten, wenn sein Boot kentert. Es gehört nicht viel dazu, solch leichtes Fahrzeug umzuwerfen, und selbst in stillem Wasser genügt eine ungeschickte Handbewegung, es zum Kentern zu bringen. Steht aber erst der Insasse auf dem Kopfe, der Boden des Kajaks aufwärts gerichtet, dann ist guter Rat teuer, und nur ganz bestimmte Bewegungen mit dem Ruder oder im Notfalle mit einem anderen Gerät vermögen den Gekenterten zu retten. Wer die Regeln nicht kennt und sie

nicht mit Kaltblütigkeit zu befolgen versteht, ist verloren, sofern nicht ein anderer Kajak in der Nähe ist.

Ein Robbenfänger darf aber nicht von fremder Hilfe abhängig sein, sein Beruf erfordert vor allen Dingen, daß er sich bei solchen Gelegenheiten selbst zu helfen weiß.

Hat nun der junge Grönländer gelernt, sich mit seinem Kajak, das wie bekannt ein oben geschlossenes Fahrzeug ist und nur in der Mitte eine Oeffnung hat, in die sich der Kajakmann setzt, nach einer Kenterung selbst wieder aufzurichten, dann geht es an seinen wichtigsten Erwerbszweig, den Robbenfang, der früher nur mit Harpune und Blase ausgeübt wurde. Die Blase besteht aus dem Fell einer kleineren Robbe und ist mittels der Fangleine mit der Harpunspitze verbunden, die auf die Robbe geschleudert wird. Schwimmt die Robbe dann auch mit der im Leibe steckenden Harpunspitze davon, so ist sie doch mit der Blase verbunden, die sie nachzieht und die dem Kajakmann gestattet, sein Opfer zu verfolgen und ihm mittels der anderen Wurfspitze den Garaus zu machen.

Diese Fangmethode ist äußerst reich an Gefahren und Schwierigkeiten, denn so gut wie alles muß mit der einen Hand ausgeführt werden, während die andere nicht das Ruder fahren lassen darf, und außer auf die Robbe hat der Kajakfänger auch noch sein Augenmerk auf Wind und Wellen zu richten. Im südlichen Grönland bedient sich aber jetzt der Kajakmann schon fast ausschließlich der Büchse, wenn auch noch hin und wieder ein junger Grönländer die uralte Fangmethode lernt. So sehr indessen auch die Schußwaffe in Gebrauch gekommen sein mag, so genießt der „Harpunfänger“ bei den Eingeborenen doch noch immer das größere Ansehen. Sein Wort hat besonderes Gewicht, und ein Gemeinwesen wählt in der Regel auch stets einen Vertreter der alten Fangart zu ihrem Vorsteher.

Alle hierbei zu gebrauchenden Gerätschaften, wie auch Messer, Haken u. s. w. verstehen die Grönländer in sehr zweckmäßiger und geschickter Weise sich anzufertigen.

Die Erlebnisse dieser Fangmänner sind es also, die vorwiegend den Lesestoff der grönländischen Zeitschrift „Atuagagdliutit“ bilden, woneben es jedoch auch nicht an Aufsätzen fehlt, in denen sich Grönländer über soziale



Eskimo im Kajak.

Fragen aussprechen. In letzterer Hinsicht ließen sich verschiedene Beispiele dafür anführen, daß es manchen Eingeborenen nicht an der Fähigkeit, ihre Lage zu beurteilen, mangelt. So wirft ein „Revolutionär“ in Nordgrönland seinen Landsleuten vor, daß sie nicht verständen, ihre Rechte zu wahren. „Meine Mitgrönländer,“ sagt er, „darf ich wohl als ebenso vernünftig wie jeden anderen Volksstamm bezeichnen, wenn sie nur ihre Vernunft gebrauchen wollten, aber leider sind sie sehr zurück, besonders hier oben im Norden, und sie sind zu stumpfsinnig, um als kluge Men-

schen zu handeln. Sie beugen sich stets vor ihren Mitmenschen, ja selbst vor ihren Mitgrönländern. Sie verstehen nicht selbständig zu sein, sie wissen nicht, daß sie freie Menschen sind. Deshalb sind sie vor den Europäern, vor den Dänen, die hierher gekommen sind, wie Sklaven. Wenn ein dänischer Matrose etwas thut, was den Grönländern nicht recht scheint, so widersprechen sie ihm doch nicht, weil sie Angst vor ihm haben. Sind die Grönländer so gegen die dänischen Arbeiter, so sind sie es noch mehr gegen die Oberbeamten. Sagt ein Kolonievorsteher oder ein Assistent zu einem Grönländer, er solle für ihn arbeiten, so wagt der Grönländer nicht nein zu sagen.... Diese Unterwürfigkeit bei meinen Mitgrönländern ist, soweit ich sehen kann, in diesem Distrikt allgemein, aber es giebt doch einzelne, die etwas auf ihre Selbständigkeit halten und die dies auch gerne ihre Landsleuten lehren möchten, sie aber nicht dazu bekommen."

Gerätschaften der Eskimos. (Spitzhake aus Walroßzahn. — Kupferne und eiserne Messer. — Beinerne Schneemesser.)

Ein junger Robbenfänger in Südgrönland giebt seinen Kollegen Ratschläge, wobei er unter anderem schreibt, daß



Grönländisches Ehepaar im Sonntagsstaat.

die bevölkertsten Wohnplätze zugleich die ungünstigsten seien. Denn wenn jemand einen Seehund fange, und er solle diesen unter die Männer und Frauen des Fangplatzes verteilen, so müsse der Fänger dabei zu Grunde gehen. Auch

verlasse sich bei größerer Menschenzahl in einer Kolonie einer auf den anderen, und keiner sammle im Sommer einen Vorrat für den Winter, weil jeder bei den anderen Platzgenossen Unterstützung zu finden hoffe.

Die Fang- und Jagderlebnisse, die von den Grönländern in ihrer Zeitschrift zum besten gegeben werden, bieten großes Interesse, wenn auch viele von ihnen sehr breit geschildert werden. Frau Signe Rink, die Gattin des oben erwähnten Doktor Rink, hat unlängst eine Auswahl dieser Litteratur der Eskimos in Dänemark erscheinen lassen, woraus in dem Folgenden ein besonders gut erzählter Aufsatz wiedergegeben sei. Er betitelt sich: „Eine Bärengeschichte" und ist von einem Grönländer geschrieben, der im Seminar zu Godthaab als Katechet ausgebildet worden ist. Die Erzählung lautet:

Endlich komme ich mit dem Beitrag, den ich schon seit langem für das Unterhaltungsblatt beisteuern wollte. Es ist nicht viel daran, aber es ist doch immer etwas, was ich mit meinen eigenen Augen gesehen habe; es handelt sich um gewisse heidnische Gebräuche beim Fange eines Bären in gewissen südlichen Gegenden, von denen ich glaube, daß man sie im allgemeinen anderwärts nicht kennt.

Es war im August 1883 unten bei Augpilagtût vor Pamiagdluk (in der Nähe des Kap Farewell). Bei Augpilagtût standen nur zwei Grönländerhäuser. In dem einen von diesen wohnten drei Robbenfänger mit Familie, nämlich Benjamin mit dem Zunamen Akâtit, Isaak oder Umangûjok und Moritz; und in dem anderen wohnte Matthäus, der meistens Ulivkâkângamik oder der Vollgepfropfte genannt wurde, dies nach einer Redensart von ihm selbst. Er war über siebzig Jahre alt, übte aber trotzdem noch immer den Fang aus. Im übrigen war er auch oft ganz allein mit einem Bären zusammengeraten.

Aber was ich erzählen wollte! — Es war einmal an einem Sonntag, an dem die übrigen Fänger des Orts in die See gefahren waren, während wir Heimgebliebenen in Matthäus' Haus Gebetstunde hielten; Benjamins Sohn, der nach beendetem Gottesdienst als erster das Haus verlassen hatte, kam gleich wieder mit den Worten zurückgestürzt, daß ein großer Bär da sei, der dicht vorm Haus



Wohnungen der Eskimos.

stände und vom Speck äße. Ich war ebenso erschreckt, wie ich auch auf eine Art über diese Nachricht erfreut war, wogegen der alte Matthäus geradezu vor Freude bebte, indem er ausrief: „Dank dem, der diese gute Neuheit bringt — ich muß gleich hinaus, um den Bären zu stechen!" Während ich auf ihn blickte, wie er so dastand und umhertastete, glaubte ich, daß er sich ein ordentliches Werkzeug, ein langes Messer oder dergleichen aussuchen wolle; aber weit gefehlt! Die Waffe, mit der er sich versehen hatte, blickte kaum aus seiner geschlossenen Hand hervor.

Was sollte diese wohl dem Fell und der dicken Speckschicht des Bären gegenüber verschlagen, dachte ich. Im übrigen ließen die Frauen des Hauses nicht zu, daß er sich mit dem Bären abgäbe, und alle hielten ihn daher fest, um ihn zurückzuhalten, und ich half auch dabei. Darauf lösten alle Frauen ihren Haarzopf und breiteten ihr Haar aus, damit der Bär sie für Mannspersonen halten und mehr Furcht haben solle und sich fern von ihnen halte. Unsere heidnischen Vorfahren glaubten nämlich, daß die Bären Menschenverstand hätten.

Da wir Angst hatten, daß der Bär durch das Darmfellfenster zu uns kommen könne, mußte ich auch an die eine oder andere Waffe denken und fragte deshalb nach einer Axt; diese hatte man aber gerade nach dem anderen Hause verborgt, doch sah ich auch schon im selben Augenblick ein „Ullo„ (Frauenmesser), das auf dem Tisch neben der Thranlampe lag, und dies ergriff ich, sowie gleichzeitig einen Holzstumpf von einem Kajakkiel, den ich als Schaft ans Messer binden wollte. Ich hatte aber kaum diese Dinge an mich genommen, als hinter mir jemand rief: „Gieb her, ich habe doch ganz andere Kräfte wie du!" Dies war niemand anders als die Tochter von Matthäus, eine Witwe. Sie riß mir beides weg. Nun begann die Uhr elf zu schlagen, und der verwünschte Bär sah jetzt gleich gieriger aus*). Ich lief sofort zur Uhr, um das Schlagwerk anzuhalten, da ich mich aber in meiner Aufregung sehr ungeschickt anstellte, verursachte ich nur noch mehr Spektakel, bis es mir endlich gelang, das Schlaggewicht abzunehmen.

Die Frauen suchten Matthäus noch immer zurückzuhalten, dann zog plötzlich die Mutter des Bärenmelders

---

*) Die Eingeborenen behaupten, daß ein Bär durch klirrende Laute gereizt werde

ihre Kniehosen bis zu den Knieen hinab (was ihre freie Bewegung hemmte) und ging wackelnd hin und her, während sie gleichzeitig einige Strohhalme zerriß. Dies sollte, wie man sagte, die Kräfte des Bären schwächen. Währenddessen eilte der alte Matthäus hinaus, und ich ihm nach. Ich holte ihn schon ein, ehe er noch ganz aus dem Hausgange heraus war*). Er gebot mir Schweigen und sagte: „Sei still, jetzt geht er an die See."

Matthäus hatte seine Büchse im Kajak liegen, und während er den Bären dort vorbeigehen sah, schlich er, vorsichtig auf allen vieren kriechend, dahin. Ich selbst blieb beim Hause stehen und sah von dort, wie der Bär sich brüllend gegen ihn wandte, und mir wurde dabei so bange, daß ich vor Schreck ins andere Haus flüchtete, wo ich in der Eile in die Thür hereingefallen kam. Während ich noch auf dem Boden lag und strampelte, konnte ich durchs Fenster sehen**), wie sich der Bär und Matthäus unverwandt anstarrten, jeder von einer Seite des Kajaks aus. Endlich schoß Matthäus los; während seiner Vorbereitungen hatte er den Bären nicht einen Augenblick aus den Augen gelassen. Nun eilte ich hinaus und sah gerade noch, wie er die Seehundlanze in den Leib des Tieres bohrte. Dann rief er mit lauter Stimme zum Hause, daß nun alle kommen und ihren „Ringek" (Anteil) holen könnten. In ihrem Eifer, zuerst zu kommen, blieben die Frauen fast in dem engeren Teil des Hausganges sitzen, so daß sie einige Stücke losbrachen. Als sie beim Bären waren, streckten alle die Hände in die Wunde und tranken

*) Der Hausgang der Grönländer ist sehr lang, dunkel und krumm, so daß jemand verhältnismäßig viel Zeit gebraucht, ihn zu passieren.

**) In den ursprünglichen Eskimohütten war das Fenster sehr niedrig, fast in Höhe des Fußbodens, angebracht.

das Blut, indem gleichzeitig jede den Teil nannte, den sie sich wünschte; und so kam auch endlich die Reihe an mich, vom Blut zu trinken, und ich that dies, indem ich mir einen der Schinken wünschte. Aber da antwortete man mir, daß schon alles vergeben sei, sowie, daß ich auch versäumt hätte, das Tier sofort zu berühren, als ich zur Stelle kam; jetzt sei es zu spät. Das war ärgerlich, daß ich an diesen Umstand nicht gedacht hatte. Nun holte die Mutter des Bärenmelders Wasser, und als sie zurück war, ließ sie jeden einen Schluck nehmen, obgleich niemand durstig war. Dies geschah, wie sie sagte, damit ihr Sohn immer Bärenglück habe, und das mit dem Blut bedeutete, dem ganzen Bärengeschlecht Ehrfurcht und Verlangen nach ihm zu bezeigen. Bevor sie nun begannen, die Stücke aus dem Bären zu schneiden, trommelten alle auf dem Bärenpelz, indem sie riefen: „Du bist fett, fett, schön fett!"

Als der Kopf in das Haus getragen wurde, ging ich mit hinein, da ich wußte, daß verschiedene Künste damit vorgenommen würden. Zuerst setzte man ihn auf den Lampentisch mit dem Gesicht nach Südost, worauf man Augen und Nasenlöcher mit Lampenabfall und ähnlichem zustopfte, und ihn oben mit allerhand Kleinigkeiten, wie zugeschnittenen Stiefelsohlen, Messern, Glasperlen, Sägespänen u. s. w., ausputzte.

Die Richtung (Südost) zeigt den Weg, auf dem die Bären zu kommen pflegen, nämlich mit dem Großeise um die Südspitze des Landes. Das Verstopfen der Nasenlöcher soll den Bären, den man fangen will, verhindern, die Nähe der Menschen zu riechen, und das Beschmieren seiner Schnauze soll eine Annehmlichkeit für ihn sein, da der Bär nämlich ein Freund von allen Arten gebratenen Fettes sein soll. Der Kopf wird oben mit allerlei Dingen geschmückt, weil man glaubt, der Bär sei von den Vor-

fahren nach diesen Dingen geschickt worden; und da man annimmt, daß die Bärenseele niemals eher denn nach fünf Tagen nach Hause kommt, wird der Bärenkopf auch nie vor diesem Zeitpunkt verzehrt, weil sonst die Bärenseele unterwegs sterben könnte.

Ich nenne dies alles ohne weiteres Abgötterei, aber unsere heidnischen Väter glaubten, daß alles Lebende und



Familie heidnischer Eskimos.

alles Tote eine Seele habe. Aber dies darf doch keineswegs mit der unsterblichen Seele des Menschen verwechselt werden. Daß das Volk hier unten so weit gegen Süden noch in unseren Tagen und so lange nach der Einführung des Christentums an einzelnen alten Gebräuchen hängen kann, rührt daher, weil kaum ein Jahr vergeht, in dem sie nicht mit den Heiden von der Ostküste in Berührung kommen.

Im Jahre 1885 verließ ich Augpilagtut. Ich bin nicht ganz sicher, ob nicht auch da draußen bei Pamiagdluk

selbst einige Familien sein können, die noch dem Bären-aberglauben huldigen, viele sind es aber nicht.

Als ich damals da unten war, wußte ich weder, an welchem Tage der Bärenkopf verzehrt wurde, noch kannte ich die anderen Gebräuche. So wußte ich auch nicht, wann dies vor sich ging, bis ich plötzlich ersucht wurde, hinzukommen und mitzuessen. Als wir anfangen wollten, schnitt ich mir ohne weiteres die Schnauze ab; aber da bekam ich ordentlich was zu hören, indem man mir ohne weiteres ebenso schnell wieder die Schnauze aus der Hand riß. Dies war mir aber doch etwas zu viel, und ich sagte ihnen geradezu, daß ich von all dem nicht ein bißchen glaube, sie könnten mich meinetwegen für noch so dumm halten. Aber sie versicherten allen Ernstes, daß ich jetzt auch niemals einen Bären fangen werde, worauf ich antwortete, dies werde wahrscheinlich seine Richtigkeit haben, da ich so kurzsichtig sei, daß mich der Bär belecken könnte, bevor ich ihn überhaupt sähe.

Von anderen Gebräuchen (in der Kolonie, die der hier erzählende Grönländer seiner Zeit besucht hat) sind noch folgende zu nennen: Sehen die Leute Spuren eines Bären im Schnee, so essen sie etwas von diesem, um sich den Fang zu sichern (im Falle derselbe Bär auf derselben Spur zurückkommt). Den kleinen Knaben giebt man die Nieren zu essen, um sie stark und mutig zur Bärenjagd zu machen. Ebenso vermeiden sie während der erwähnten fünf Tage, in denen die Bärenseele auf der Reise ist, klirrende Laute hervorzubringen.

Für die Völkerkunde bietet die grönländische Zeitung „Atuagagdliutit“ manche außerordentlich wertvollen Beiträge. So hat beispielsweise der Katechet Johannes Hansen, der 1884 bis 1885 den dänischen Marinekapitän Holm auf dessen Expedition nach Ostgrönland begleitete, in ihr eine Reihe von Aufzeichnungen über die wunder-

baren Sitten und Gebräuche seiner heidnischen Landsleute an der Ostküste veröffentlicht, wovon leider noch keine Uebersetzung vorliegt.

Als eine Probe der grönländischen Sprache sei hier zum Schluß der erste Vers eines poetischen Grußes, den der Grönländer Lars Möller dem dänischen Prinzen Waldemar gelegentlich seines Besuches in Grönland widmete, mitgeteilt:

„Takussavit tamâne
tugpatdliupâtit,
saimassumik kînangne
issíkokaravit;
Kalâtdlit asassivse
igdlersortigâse
kúngivta nunâtâne
sermilingmiussut.

(Diejenigen, die du hier sahst,
Die preisen dich hiermit,
Weil du von Ansehn mild und gut bist.
Landsleute! Er, der euch lieb gewann,
Er will euch Schutz geben,
Euch hier in des Königs Beiland
Uns hier im Eislande.)"





Die Berliner Polizei bei der Arbeit.

Von **Th. Gandert.**

III. Verschämte Arme.

Das Elend der Großstadt ist ein ungeheures; Berlin macht natürlich darin keine Ausnahme, und doch geschieht kaum irgendwo so viel von Behörden, Vereinen und Privaten, die Not der einzelnen zu mildern, als gerade dort. Berlin ist in ein paar hundert Armenbezirke eingeteilt, deren jeden man einem sogenannten Armenkommissionsvorsteher unterstellt hat. An dieser Einrichtung, die sich ja im allgemeinen bewährt hat, ist hauptsächlich auszusetzen, daß das Amt nur ein Ehrenamt, ein unbesoldetes, freiwilliges ist, und daß aus diesem Grunde nur wenige Stunden des Tages — meist nur eine — der Herr Vorsteher sein Ohr den vielen Notschreien leiht oder leihen kann. Allmonatlich tritt die Kommission zur Beratung zusammen. Der Formalitäten sind dann noch so unendlich viele zu erfüllen, daß bei plötzlich hereinbrechender Not der davon Betroffene ratlos dasteht, und die amtliche Armenpflege leider nicht selten zu spät kommt. Wehe dem Armen, der darauf seine letzte Hoffnung stützt, und den nicht das gute Herz eines Bekannten oder eines mitleidigen Fremden vor dem Schrecklichsten bewahrt!

Die Mildthätigkeit wird freilich dabei so unendlich oft gemißbraucht, daß fast ein Halbgott dazu gehört, trotz der traurigen Erfahrungen nicht hart zu werden. Denn das Laster, die Unverschämtheit machen sich auch hier breit und heimsen meist die besten Früchte ein, während der wackere Arme leer ausgeht.

Kaiser und Kaiserin werden mit Gnadengesuchen bestürmt, und kommt gar eine fremde Fürstlichkeit in die Mauern der Reichshauptstadt, so rühren sich auch schon Hunderte, ja Tausende von Händen, um wahres und erdichtetes Elend in überschwenglichen Worten dem die Gastfreundschaft des Herrscherpaares Genießenden mit der Bitte um Abhilfe zu Füßen zu legen. Es ist bei den gekrönten Häuptern Sitte geworden, bei der Abreise eine bestimmte Summe dem Magistrat oder der Polizei zur Verteilung an die Armen zu überweisen, und sämtliche derartige Gesuche gehen daher kurzer Hand an die letztgenannte Behörde, welche sie den einzelnen Polizeirevieren zur Prüfung überweist. Diese nimmt bei der großen Fülle oft Wochen, ja Monate in Anspruch, und es ist meist ein trauriger Blick, den das Auge des damit speziell betrauten Beamten in die Tiefen menschlichen Elends, aber auch menschlicher Erbärmlichkeit zu thun gezwungen ist.

So ging mir unter vielen anderen eines Tages, als der König von Italien die Residenz besuchte, ein zierlich gefaltetes Schreiben zu, das, an den hohen Verbündeten unseres Kaisers gerichtet, die Leidensgeschichte einer alten Dame aus gutem Hause enthielt. Sie war nach dem Tode des Gatten und dem unverschuldeten Verlust eines kleinen Vermögens von allen Hilfsmitteln entblößt. Der achtzehnjährige Sohn war geistesschwach, und der kaum sechzehnjährigen Tochter wollte es nicht gelingen, durch nächtelanges Nähen und Sticken die Not von dem Haupte der hilflosen, kränklichen alten Mutter fernzuhalten. Es war

in dem zierlichen, sauberen Schreiben viel von Gebeten vor des Höchsten Thron, von einem Gott wohlgefälligen Werke die Rede, und davon, daß die alte Dame trotz der äußersten Not es noch nicht über sich habe gewinnen können, die öffentliche Mildthätigkeit in Anspruch zu nehmen. „Für mich thue ich es nicht," so lautete der Schluß jenes Briefes, „mag ich denn sterben und verderben! Aber es ist eine Mutter, die für ihre Kinder fleht; möge der allbarmherzige Gott seinen Segen geben, daß meine Bitte erhört werde."

Trotzdem meine Erfahrungen mich an alle derartigen Gesuche mit einem gewissen Mißtrauen herantreten ließen, erregte doch die zu Herzen gehende, gebildete Sprache mein Mitgefühl diesmal stark; ich beschloß, sofort mich aufzumachen und der unglücklichen Mutter Trost und Hilfe zu bringen. Vorher ließ ich mir aber die kleinen Registerblätter bringen, um mich einigermaßen zu orientieren.

Es sind dies kleine Blättchen, Auszüge aus den Revierbüchern, und auf denselben ist alles enthalten, was für das Auge der Behörde wünschenswert zu wissen ist. Ein Kreuz war dort nicht verzeichnet (Strafzeichen!), und so wollte ich eben mich zu meinem Samaritergange rüsten, als es mir einfiel, zuerst meinen ältesten Wachtmeister noch zu befragen. Herr Gebauer ist noch heute, trotz seiner achtzig Jahre, im Dienst und nicht allein selbst stadtbekannt, sondern ich wußte auch, daß er jedes Kind im Revier ganz genau kannte.

„Wollen der Herr Lieutenant nicht lieber morgen früh bei guter Zeit zu Frau v. W. gehen? Des Nachmittags sind die Herrschaften immer auf Besuch eingerichtet," sagte der alte Beamte trocken.

Als ich erstaunt in die freundlichen, klugen Augen Gebauers blickte, überkam es mich wie eine Ahnung, daß ich im Begriff war, eine Thorheit zu begehen, und ich

beschloß, allerdings ohne mich weiter zu äußern, dem Rate zu folgen.

Am nächsten Morgen, es war ein Sonntag, gegen neun Uhr machte ich mich fertig. Nachdem ich den Brief nochmals genau studiert hatte, zog ich mich wieder um, das heißt ich legte Zivilkleider an, da ich die klaren Augen des alten Gebauer gleichsam noch auf mir ruhen fühlte. Ich erstieg von dem schmalen düsteren Hofe eines in der Sch.-Straße, welche noch viele alte Häuser aufweist, gelegenen Hauses aus eine steile Treppe, die so schlecht vom Tageslicht erhellt wurde, daß man sie nur mit großer Vorsicht erklimmen konnte. Nachdem ich drei Stock hoch die ausgetretenen Stufen hinaufgestolpert, traf ich auf dem Vorflur zwei weibliche Wesen. Die eine, mit Besen und Müllschippe, schien eine Bewohnerin des Stockwerkes im Seitenflügel zu sein, während die andere den Eindruck eines Dienstmädchens machte, das vom Boden Wäsche geholt hat. Ich erkundigte mich höflich nach der Wohnung der Frau v. W., worauf das Dienstmädchen mich listig lächelnd von oben bis unten ansah, und die Aeltere, sie anstoßend, meinte: „Na nu, und da kommen Se det Morjens hinten 'rauf und noch dazu am Sonntag? Se sind wohl nich von hier? Von morjens bis Mittag is de Olle „die Jnädige"; arm is sie bloß nachmittags, so von drei bis um sechs und auch bloß in der Woche. Heute werden sie wohl noch schlafen, im Vorderhaus natürlich. Jestern sind se in de Kutsche auf 'n Ball jefahren, und denn schlafen se immer bis Mittag."

Nachdem ich diese interessante Aufklärung erhalten hatte, fing es an bei mir zu tagen, und eine letzte heroische Anstrengung brachte mich mit drei Sprüngen noch eine Treppe höher, woselbst ich an einer windschief in den Angeln hängenden Thür die Inschrift „Frau A. v. W. . . ." bemerkte. Die Thür war nur angelehnt, und da auf mein

Klopfen niemand hörte, eine Klingel aber nicht vorhanden war, so öffnete ich die Thür vollends und befand mich in einem ziemlich großen, durch ein erblindetes Fenster nur kümmerlich erhellten Zimmer, so daß mein Auge erst an das Dämmerlicht sich gewöhnen mußte. Es war eine häßliche brenzliche Luft in dem Raume, und es trat mir ein Bild so tiefer Armut, so trauriger Verkommenheit entgegen, wie ich es nicht für möglich gehalten hatte. Der große Raum schien Wohnzimmer, Schlafstube und Küche zugleich zu sein; ein halb verfallener Herd, auf welchem weniges mit Rissen versehenes Geschirr stand, ein alter Tisch, einige invalide Stühle und ein ärmliches Strohlager in einer Ecke war alles, was daran erinnerte, daß hier eine menschliche Wohnstätte sei. Und hier sollte die Briefschreiberin, also eine Dame, wenn auch eine ganz verarmte und dadurch halb stumpfsinnig gewordene Dame mit ihren Kindern wohnen? Unmöglich! Selbst jene kleinen Ausschmückungen, mit denen auch der Aermste seine Hütte wohnlicher zu machen sucht, wie viel mehr eine gebildete Dame, die bessere Tage einst gesehen hat, fehlten. Dafür stand hoch aufgerichtet vor der qualmenden Feuerstelle eine Frau in lang herabfallendem blauen Schlafrock, ein Paar weit aufgerissene dunkle Augen fest auf den Eindringling gerichtet. Diese Augen und die ganze Erscheinung sagten mir, daß ich einer ehemaligen Dame mich gegenüber befand, während der abgetragene, schmutzige Schlafrock mir die Anrede nicht leicht machte. Das Gesicht, dereinst wohl schön gewesen, war aufgedunsen und frech. Von dem melancholischen, ehrfurchtgebietenden Ausdruck des Duldens und unverschuldeten Leidens, wie er in d i e s e m Raum, in d i e s e r Umgebung unbedingt heimisch sein mußte, war keine Spur zu entdecken.

„Frau v. W....?“ so brachte ich unter einer mühsamen Verbeugung eben hervor, als sich zur Seite des

Herdes eine von mir bis dahin nicht bemerkte Tapetenthür öffnete, in deren Rahmen ein junges blühendes Mädchen erschien, das, einen spitzenbesetzten Frisiermantel leicht übergeworfen, an den kunstvollen Stirnlöckchen unschwer erkennen ließ, daß es soeben erst der geübten Hand der Friseurin entschlüpft war. Die junge Dame zog sich nicht etwa sofort zurück, sondern betrachtete mich neugierig und etwas von oben herab, bis ich den Grund meines Kommens und meinen Namen und Amtscharakter nannte. In demselben Moment verschwand sie mit lautem Aufschrei hinter der Tapetenthür, die nun die Alte mit ihrem Leben verteidigen zu wollen schien.

„Soll ich erst nach dem Revier senden und mit Schutzleuten vorn herauf kommen?" herrschte ich den weiblichen Cerberus an.

Jetzt wurde die Thür frei, und die Frau — es war Frau v. W. — keuchte mir zu: „Mein Gott, da vorn sind die Zimmer unseres „möblierten Herrn", wir wohnen hier hinten."

Dabei funkelten mich die schwarzen Augen so bissig an, und das aufgedunsene Gesicht war ganz grau und erdfahl geworden, daß ich die Person entschlossen zur Seite schob und durch die Tapetenthür trat. Ich befand mich nun in einem hellen, geräumigen Korridor; an der Wand hing ein eleganter Herrenüberzieher und Hut, ein großer Toilettenspiegel mit Marmorkonsole darunter, nahm die eine Längswand ein. Gegenüber eine Flügelthür, die ich öffnete. Es war ein ziemlich elegantes, aber unordentlich aussehendes Zimmer, das ich betrat; auf dem roten Plüschsofa lagen weibliche Kleidungsstücke und den Tisch bedeckten Ueberbleibsel eines reichlichen Frühstücks. Ein ganz junger Mann mit wirrem Haupthaar saß auf einem Schaukelstuhl, eine Cigarre rauchend, mich mit ziemlich herausfordernden Blicken musternd.

„Sie wünschen?" redete er mich nachlässig an.

„Ich bin der Polizeilieutenant des Reviers," versetzte ich. „Sie wohnen hier zur Miete? Im Revier ist davon nichts bekannt."

Da fiel die Alte ein: „Seit drei Tagen erst wohnt der Herr hier, und Sie haben doch gesehen, Herr Lieutenant, wir wohnen da hinten. Mein Geburtstag war neulich, und da hat denn die Anna an ihren Onkel, meinen Schwager, der mit uns verfeindet war, geschrieben und hat ihn so gebeten, weil's uns so schlecht geht. Und da ist denn der Onkel hier gewesen, und da die Zimmer hier vorn frei waren, hat er sie gemietet und möblieren lassen, um bei uns zu wohnen, wenn er hierher kommt in den Reichstag. Der junge Herr dort ist sein Sohn, mein Neffe, der sich zum Fähnricheramen vorbereiten will, und die Anna ist gerade beim Ankleiden, um in die Kirche zu gehen . . ."

„Wo ist Ihr Sohn?" unterbrach ich den Redestrom der dreisten Lügnerin.

„Da nebenan, er schläft noch, der arme Junge, ich glaube, er bekommt die Blattern!" war die prompte Antwort.

Als ich nun, augenscheinlich sehr gegen den Wunsch der Frau, auch diese Thür schnell öffnete, bekam die schöne Anna einen tüchtigen Stoß, denn sie hatte an der Thür gehorcht, und verschwand nun hinter einem großen Toilettenspiegel, der frei in einem Gestell hing; der Junge, der die Pocken haben sollte, war natürlich nicht da, und ich nahm ohne weiteres an — irrte auch darin nicht —, daß der jetzt ziemlich verlegen in seinem Schaukelstuhl sitzende „Neffe", der Herr Sohn, „der Blödsinnige", sei.

„Sie werden in einer halben Stunde bei mir auf dem Bureau sein mit Ihrer Tochter. Nach Ihrem Sohn" — dabei nickte ich dem jungen Herrn zu — „werde ich mich

besonders erkundigen," sagte ich hierauf ernst zu dem Weibe. „Wenn nicht, lasse ich Sie holen."

Durch den hellen schönen Korridor schritt ich nunmehr im Vorderhause die bequeme, breite, teppichbelegte Treppe hinunter, an dem in der Hausthür grinsend stehenden, vorhin erwähnten Dienstmädchen und der Scheuerfrau vorüber, die es sich nicht hatten versagen können, die Entwickelung der Dinge abzuwarten.

Es war ein Gefühl des Abscheus, ja Ekels, das mich erfüllte, und dieses muß sich recht deutlich auf meinem Gesicht abgespielt haben, denn der alte Wachtmeister hielt nach meinem Eintritt ins Bureau seinen Kopf noch mehr nach der rechten Schulter hin gesenkt, als es sonst der Fall war, ohne natürlich eine Frage zu stellen.

Da meiner Einladung von seiten der Mutter und Tochter nicht gut zu widerstreben war, so traten sie denn auch pünktlich an, und es kam zu Tage, was ich nun allerdings schon wußte, daß die Mutter seit Jahren von ihren Bettelbriefen und den Unterstützungen aller nur möglichen wohlthätigen Vereine gelebt und nicht schlecht gelebt hatte; daß der Sohn nicht blödsinnig, sondern nur ein Taugenichts und Tagedieb war, und die Tochter im Verein mit ihrer Mutter, sobald ein Raub geglückt war, nur ihrem Vergnügen lebte!

Ordentlich ins Gebet genommen, gestand mir die Tochter, nachdem ich die Mutter in ein anderes Zimmer verwiesen hatte, unter Strömen von Thränen und dem rührendsten Aufschlag ihrer wirklich prachtvollen Augen, daß die Tapetenthür, durch die sie mir zuerst sichtbar geworden, des Nachmittags stets verschlossen gehalten werde, und daß sie nebst Mutter und Bruder in dem unheimlichen Raum, dessen düsteres Licht und anrüchige Atmosphäre ein längeres Verweilen und genaues Umsehen kaum zulasse, immer dann sich aufhalte, wenn seitens der Mutter

Brandbriefe und Notschreie an wohlthätige Vereine, namentlich Frauenvereine oder reiche Privatpersonen, abgegangen seien. Die Abgesandten der Frauenvereine, meist ältere Damen, zuweilen auch ganz junge Mädchen, die immer sehr wichtig thäten, seien gewöhnlich am zweiten, spätestens am vierten Tage nach Absendung des Briefes und zwar stets nachmittags erschienen, und da sei es ihnen denn, unterstützt von dem Namen der Mutter und einem gelegentlichen Zungeherausstecken oder sonstigen täppischen Gebärden des Bruders, nicht schwer gefallen, reichliche Stärkungsmittel, wie Chokolade und Wein, aber auch größere Summen Geldes der Mildthätigkeit der unerfahrenen Besucherinnen zu entlocken. Die Unterstützungen waren so reichlich geflossen, daß nicht nur die ziemlich hohe Wohnungsmiete pünktlich bezahlt werden konnte, sondern daß auch für Konzerte, täglichen Besuch der Eisbahn, Friseurin und elegante Toiletten genug übrig blieb; selbst ein Abonnement in einem Theater konnten die beiden Damen sich gestatten! Selbstverständlich war die ganze Geschichte von dem Onkel und dessen Sohn, der sein Fähnrichexamen machen wollte, erlogen.

Schon der erste Versuch, eine fremde Fürstlichkeit zu brandschatzen, war also der sonst so geriebenen Mutter verhängnisvoll geworden, da die Behörde bekanntlich oftmals sehr scharfe, unbequeme Augen hat. Es war der Tochter schwer anzumerken, welches Gefühl sie am meisten beherrschte, ob Aerger über die verfehlte Spekulation oder Freude darüber, daß ihre so schlaue und tyrannische Mutter eine so gründliche Niederlage erlitten hatte.

Natürlich bekam das Gesindel nicht einen Pfennig, im Gegenteil, ich sah dem Treiben dort, da vorläufig das Gesetz zum Strafen keine Handhabe bot, ganz gehörig auf den Grund, bis eines Tages das Nest leer war; die Herr-

schaften waren in einen anderen Stadtteil gezogen, aber ihre fernere Thätigkeit legte ich dennoch lahm, da ich Sorge trug, daß ihnen auch dort in die Karten gesehen wurde. In der traurigen Komödie ihres Lebens gab jene dumpfe, entsetzliche Küche gleichsam die Bühne ab, von welcher herab sie das Mitleid der sie aufsuchenden Dilettanten täuschten und mit Ehre und jedem Anstandsgefühl Spott trieben. —

Seit jener Geschichte ist die gewöhnliche Bettelbriefschreiberei etwas weniger einträglich geworden, und es blieb einem jungen Mädchen vorbehalten, einen ganz neuen Kniff ausfindig zu machen, der ausgezeichnete Erfolge lieferte. Da es mir auch hierbei vergönnt war, amtlich einschreiten zu können, so wird es den Leser interessieren, Genaueres darüber zu vernehmen.

Die vornehmsten, aber auch zugleich begütertsten Familien irgend einer Provinz, vornehmlich Gutsbesitzer, wurden mit Bettelbriefen heimgesucht, denen zugleich irgend eine feine, mühsam anzufertigende kostbare Handarbeit, als Guipurespitzen, Sofakissen, Tisch- und Diwandeckchen und dergleichen mehr beigefügt waren. Das ehrerbietigst gehaltene Schreiben war diesmal von einer Tochter abgefaßt. Es war von einer wahrhaft herzzerreißenden Not die Rede, und es wurde namentlich stets darauf hingewiesen, wie die unverschämt sich hervordrängende Nichtsthuerei die wirklich Bedürftigen insofern schädige, als diese, um nicht mit jenen verwechselt zu werden, lieber ihr Schicksal bis an die äußerste Grenze der Möglichkeit ertrügen. Auch wurde bemerkt, daß durch die Arbeit selbst wohlhabender Damen behufs Erlangung eines Taschengeldes — Stickereien aller Art, Weiß- und Handschuhnähen, Malereien u. s. w. — die Preise in den einzelnen Geschäften derartig gedrückt seien, daß kaum die Auslagen vergütet würden, wirklich bedürftige Arbeiterinnen also geradezu im Elend

umkommen müßten*). Aus diesem Grunde nun habe die Absenderin jene kunstvollen Dinge, die nicht jedermanns Sache seien, gefertigt, wobei die Liebe zur kranken Mutter, die Liebe zum ehrenhaften Lebenswandel trotz aller an sie herangetretenen und noch täglich herantretenden Versuchungen die schwachen Augen ihr wunderbar gestärkt, und wahres Gottvertrauen sie nicht habe ermüden lassen.

Ich habe seiner Zeit mehrere solcher Briefe — sie waren sämtlich nach derselben Schablone abgefaßt — gelesen und kann versichern, daß mir das Geschreibsel wirklich zu Herzen ging, trotzdem ein von Grund aus verdorbenes Gemüt dies in krassester Heuchelei ausgeheckt hatte. Man möge daraus die Lehre ziehen, allen derartigen Gesuchen mit Mißtrauen zu begegnen, und stets erst Erkundigungen bei der Behörde einzuziehen.

Der Vater war, dem Briefe nach, natürlich ein verstorbener Offizier, dem nach verlorenem Vermögen — Untreue eines Freundes oder Schwagers — und mancherlei anderen Schicksalsschlägen es nicht vergönnt gewesen, für die Seinigen ausreichend zu sorgen. In Wirklichkeit war der Vater vielmehr als Subalternbeamter bei einer Provinzialbehörde angestellt, durch seine vergnügungssüchtige Frau und seine eigene erbärmliche Schwäche um Amt und Stellung gebracht worden und schließlich nach der Reichshauptstadt, dem Unterschlupf mancher anrüchigen Existenz, verzogen. Dann war der Mann, der durch Häuserverkauf, Hypothekenschwindel, als Agent für Wucherer und andere schöne Dinge wenigstens für den nötigen Lebensunterhalt sorgte, gestorben, und seiner würdigen Tochter war es vorbehalten, den vorerwähnten ganz neuen Erwerbszweig sich zu eröffnen. Sie kaufte mit erschwindeltem Gelde von rastlos

*) Es liegt in dieser Angabe leider sehr viel Wahres, und eben darum erfüllte diese Aufführung ihren Zweck.

arbeitenden, ehrlichen armen Mädchen um ein geringes die angeblich selbst gefertigten kleineren oder größeren Kunstwerke und versandte sie, wohl wissend, daß ihrer rührend geschilderten Lage in den weitaus meisten Fällen von den Empfängern in reichlichstem Maße Rechnung getragen werden würde.

Ebenfalls durch Zufall kam hier das Lügengewebe an den Tag. Ein junger Offizier der Gardekavallerie war gerade auf Urlaub auf seinem Gute, als ein prächtiges, kunstvoll gearbeitetes Sofakissen für seine verwitwete Mutter mit solch rührendem Notschrei ankam. Die alte Dame half sofort und half reichlich, indem sie drei Hundertmarkscheine einpackte und dann noch einem Spediteur der nächsten Stadt eine ungeheure Kiste mit ländlichen Erzeugnissen, Wurst, Schinken, Mehl, Eier u. s. w., zur freien Beförderung an die Briefschreiberin überwies. Der Sohn aber erhielt den Auftrag, sich bei seiner Rückkehr in die Garnison Berlin sofort bei der verarmten „Standesgenossin" einzuführen und dann zu berichten, wie weiter und zwar nachhaltig geholfen werden könne!

Der junge Herr besuchte nun bei seiner Rückkehr in die Hauptstadt, vermutlich um sich von der Langeweile während des Urlaubs auf dem Schlosse der Mama zu erholen, am Abend seiner Ankunft den Wintergarten, ein Spezialitätentheater, das nicht nur von den jungen Lebemännern, sondern auch von sämtlichen Fremden, ja selbst von vielen wirklich guten Familien Berlins, die einer freieren Lebensanschauung huldigen, besucht wird. An die Vorstellungen auf der Bühne schließt sich regelmäßig ein Ball an.

Die Damen bleiben dann in den Logen sitzen, und es ist allgemeiner Brauch geworden, daß die jungen und älteren vornehmen Herrn ungeniert die Logen betreten, sich vorstellen und, je nachdem es ihnen gefällt, längere

oder kürzere Zeit daselbst verweilen, ja, daß sie, ohne fürchten zu müssen, einen Korb zu bekommen, die Damen zu einer Extratour auf dem spiegelblanken Parkett auffordern dürfen.

Der Blick des flotten Kavalleristen wurde sehr bald von zwei Damen in höchst eleganter Toilette angezogen, welche, von einem Schwarm junger Männer umgeben, sehr selbstgefällig und sicher in einer der Prosceniumslogen Hof hielten. Als er sich ebenfalls vorstellte, ging wohl sein Name in dem allgemeinen Stimmgewirr verloren, und seine schneidige Attacke hatte insofern günstigen Erfolg, als die beiden Damen, Mutter und Tochter, sich schließlich herbeiließen, in einem der mit allem nur denkbaren Luxus eingerichteten Nebensäle ein opulentes Abendessen von ihm anzunehmen. Da der Gardeoffizier noch sehr jung war, ließ er sich von dem kecken und doch auch wieder zurückhaltenden Benehmen der schon etwas verblühten Schönheit der Tochter derartig fesseln, daß er um die Erlaubnis bat, am folgenden Morgen seine Aufwartung machen zu dürfen.

Unter träumerisch verheißendem Augenaufschlag gab die Tochter, unter Ueberreichung einer eleganten Visitenkarte die Frau Mama die Erlaubnis. Der Graf las die Karte und sprang im nächsten Augenblick hochroten Antlitzes empor, nochmals einen Blick auf Name und Wohnung werfend, die ihm von der länglich-schmalen feinen Karte entgegenleuchteten. Dann verbeugte er sich, lächelnd nochmals seinen vollen Namen nennend.

Es war dieselbe Adresse, an die ihn die gütige Mutter da hinten im fernen Schlesien, um Erkundigungen einzuziehen, gewiesen hatte!

Der junge Offizier verabschiedete sich sofort und machte in seiner Empörung der Behörde schriftlich Anzeige. Ich bekam den Auftrag, die nötigen Erhebungen anzustellen.

Hier lag die Geschichte anders wie bei dem zuerst mitgeteilten Fall; hier lag, da die versteckte Bittstellerin durch Vorspiegelung falscher Thatsachen sich einen rechtswidrigen Vermögensvorteil verschafft hatte, Betrug vor. Ich ließ mir, nachdem ich noch mancherlei anderes Material mir verschafft, die fleißige Tochter nebst der Mutter nach dem Bureau holen und überlieferte sie dem Strafrichter. Beide wurden wegen Betrugs eingesperrt.

Wie schwer ist es, diesen beiden krassen Fällen gegenüber, die ich aus meiner Praxis herausgegriffen habe, die aber keineswegs vereinzelt dastehen, für den Menschenfreund, unverschuldetes Elend zu erkennen und mit warmem Herzen und offener Hand zu helfen. Man darf sich aber trotzdem nicht verhärten lassen, denn es giebt würdige Arme genug.





Eine Vesuvbesteigung.

Reiseskizze von G. Merker.

Mit 6 Illustrationen.

Der Vesuv ist zu gleicher Zeit der Stolz und der Schrecken Neapels. Es giebt keine Stelle am ganzen Golf von Neapel, von welcher aus man nicht den kegelförmigen zweigipfeligen Berg mit seiner immerwährenden Rauchwolke erblickte, der seine ganze Umgebung beherrscht und tyrannisiert.

„Die Erde zittert," sagt der geistvolle Reiseschriftsteller Ludwig Passarge, „wenn er seine ambrosischen Locken schüttelt. Unausgesetzt blickt das Menschengewimmel an seinen Füßen bald ängstlich, bald neugierig zu seinem Haupte empor. Allzeit sind unzählige Gläser nach ihm gerichtet, und wäre es auch nur, um zu wissen, welches Wetter die nächste Stunde bringen werde, denn dieses zeigt er verläßlich an. Oft ist es in Neapel still und sonnig, aber der nach Nordwesten wehende Rauch verkündet den Eintritt des nassen Libeccio. Legt sich der Rauch fest, wie geringelte Wolle, an den Südabhang des Berges an, so rast hoch oben die dalmatinische Bora, welche dann bald weiter hinabsinkt und im Winter mitten in der Stadt

wohl Berge umstürzt. Ist aber der Himmel blau, steigt die Dampfsäule gerade auf zum Aether, um — nach dem Bilde des jüngeren Plinius — eine Pinie zu bilden, dann giebt es jenes herrliche Wetter, um dessentwillen diese Landschaft so berühmt ist. Aber im ganzen ist es doch selten, und es vergehen oft Wochen, ja Monate, ohne



Aufbruch von Resina.

daß auch nur einmal die ersehnte Pinie über dem Scheitel des Berges erschiene. Für gewöhnlich hat der Vesuv nur einen Federbusch (pennacchio), und auch der steigt selten schön und stolz auf, wie ihn die Ritter haben, sondern liegt seitwärts dicht an die Wange gepreßt, wie der Pennacchio der italienischen Versaglieri, der aus ungezählten Hahnenfedern besteht und stets die eine Hälfte des Kopfes verhüllt."

Der einsam auf einer beinahe kreisförmigen Basis von 16 Kilometer Durchmesser aufsteigende und mit seinem Fuß fast bis ans Meer reichende Berg ist einer der kleinsten, aber auch merkwürdigsten Vulkane unserer Erde. Wohl kein Fremder, der Neapel besucht, versäumt heutzutage, ihn zu besteigen, wenn überhaupt noch von einer „Besteigung" die Rede sein kann, seit eine Drahtseilbahn selbst die bequemsten und beleibtesten Besucher bis an den Krater bringt.

Diese Drahtseilbahn, Ferrovia funicolare del Vesuvio, welche das allbekannte neapolitanische Volkslied „Funiculì, funiculà" verherrlicht, hatte zuerst einen harten Kampf mit den Vesuvführern zu bestehen, die sich durch ihre Anlage bedenklich in ihrem Gewerbe bedroht sahen. Als ungeachtet ihrer Beschwerden die Bahn auf „ihren Berg" 1880 fertiggestellt und in Betrieb gesetzt worden war, rotteten sie sich zusammen und steckten die obere Station in Brand. Da verkaufte die Gesellschaft das ganze Unternehmen 1889 an Thomas Cook & Son in London, und diese bekannte Firma traf mit den Führern ein Abkommen dahin, daß sie ihnen für jeden mit der Bahn beförderten Passagier eine bestimmte Summe zahlt. Damit gaben sie sich dann zufrieden.

Man löst die Fahrkarten für die Vesuvbahn in Cooks Tourist Office auf der Piazza dei Martiri in Neapel, von wo auch die Abfahrt stattfindet, und erhält dort zum Preise von 28 Franken für die Tagfahrt oder 32 Franken für die Nachtfahrt mit elektrischem Licht zunächst einen Sitz in einem der Gesellschaftswagen bis zur Bahnstation und von dort zurück. Außerdem einen Sitz in dem Wagen der Drahtseilbahn bis zur Aussteigestation unterhalb des Gipfels hin und zurück, sowie einen Führer zum Krater hin und zurück. Wer aber für den letzten Aufstieg noch einen unterstützenden Gehilfen braucht oder diese Strecke in

einem Tragsessel zurücklegen will, muß dafür besonders bezahlen.

Von Neapel gehen die Wagen gewöhnlich früh um sieben Uhr (im Winter um acht Uhr) ab und fahren über Portici nach Resina, von wo aus viele Reisende einen kühnen Eselritt der viel ermüdenderen Wagenfahrt vorziehen. Dann geht es am Vesuv hinan zum Observatorium und noch drei Kilometer darüber hinaus bis zum Fuß des eigentlichen Vesuvkegels, der noch hundert Meter über dem Observatorium liegt.



Eselstation am Fuße des Aschenkegels.

Hier befindet sich die untere Station der Drahtseilbahn mit einem guten Restaurant, einer Telegraphenstation, Briefkasten und Verkaufsständen von Tabak und Vesuvmineralien. Hier beginnt auch die Drahtseilbahn, welche nun mit einer Steigung von 30 bis 56½ Prozent die Reisenden in 12 Minuten bis zur oberen Station befördert, welche noch 125 Meter unterhalb des Gipfels liegt. Die Züge fahren von morgens 10 Uhr bis 5 Uhr nachmittags; ihre Zahl hängt von der Anzahl der eintreffenden Fremden ab, jeder Wagen enthält zehn Plätze.

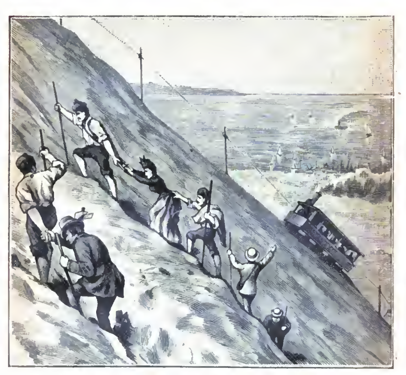
Oben wird man beim Aussteigen gleich von Führern umringt, die aber, trotzdem die Bahndirektion verpflichtet ist, jeder ankommenden Gesellschaft einen Führer zu stellen, doch noch ein besonderes Trinkgeld heischen. Von der Station hat man zunächst noch einen ziemlich guten Weg, der — etwa ein Kilometer weit — bis zum Fuß des neuen thätigen Kraters führt. Dann geht es noch fünf Minuten steil aufwärts bis zum Rande des Glutkessels, wobei man sich von einem kräftigen Burschen ziehen lassen oder einen Tragsessel benutzen kann, was — wie schon oben bemerkt — wieder besonders bezahlt wird.

Schon seit dem Sommer 1895 entfaltet der Vesuv wieder eine besonders rege Thätigkeit, wodurch der Gipfel, dessen durchschnittliche Höhe 1290 Meter über dem Meere beträgt, immerwährenden Veränderungen unterworfen ist. Durch die ausgeworfenen Produkte ist der Berg überhaupt in den letzten fünfzig Jahren um nicht weniger als 150 Meter gewachsen. Ebenso ist der gegen 750 Meter weite Durchmesser des Kraters auf der Spitze des obersten Aschenkegels sehr veränderlich, desgleichen Schlund und Boden des Kraters, denen jeder neue Ausbruch eine etwas veränderte Gestalt verleiht.

Ohne Zweifel bietet die vorstehend geschilderte Benützung der Drahtseilbahn die bequemste Gelegenheit, auf

die Höhe des Vesuvs zu gelangen, wer jedoch rüstig ist und ein wenig Anstrengung nicht scheut, wird von einer Besteigung des Berges zu Fuße, auf welche unsere Illustrationen Bezug nehmen, nicht zurückschrecken.

Man fährt zunächst mit Eisenbahn, Pferdebahn oder



Der Aufstieg.

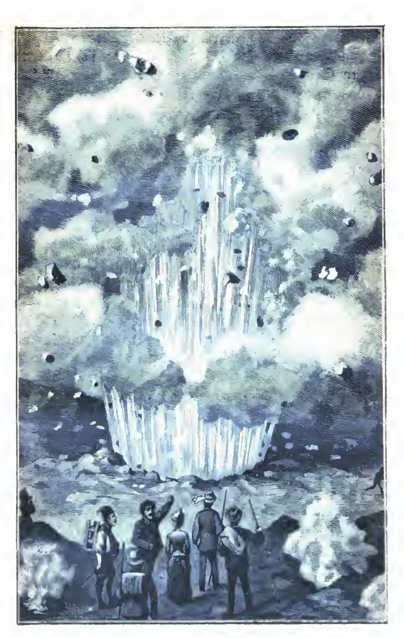
Wagen von Neapel über Portici mit seinem Schloß und malerischem Hafen nach dem nur neun Kilometer entfernten Resina, wo man im Führerbureau Führer und, wie schon erwähnt, Pferde oder Esel bekommt. Die ganze Besteigung zu Fuße zu machen, ist bei den gänzlich schattenlosen und durchweg steilen Abhängen des Berges ein anstrengendes Stück Arbeit, das ohne Schaden oder wenigstens

ohne starke Beeinträchtigung des Genusses wohl nur zähe oder begeisterte Bergsteiger sich zumuten dürfen. Lustig geht es nun hoch zu Roß oder zu Esel durch die Straßen von Resina in ziemlich gemäßigter Steigung bis zum Fuße des Aschenkegels, der etwa in 700 Meter Höhe beginnt.

Zunächst führt der Weg noch zwischen Weinbergen und Feldern hin. Man passiert den Lavastrom von 1631, bis sich die Straße nordwärts wendet, wo man bei einem kleinen Kirchlein einen höchst malerischen Blick auf die Somma (den zweiten, niedrigeren Gipfel des Vesuv, durch ein sichelförmiges Thal von dem südlichen Gipfel, dem eigentlichen Vesuv, getrennt), das Observatorium und den Vesuv genießt.

Das von dem unlängst verstorbenen Professor Luigi Palmieri, dem wir die genauesten Beobachtungen der vulkanischen Erscheinungen danken, gegründete meteorologische Observatorium liegt in 676 Meter Höhe. Es enthält eine wertvolle Bibliothek, einen großen Saal für wissenschaftliche Sitzungen und eine Anzahl Säle für die wissenschaftlichen Apparate, Sammlungen und Beobachtungen. Zwei Terrassen dienen für die Beobachtungen im Freien; hier ist auch der Seismograph aufgestellt, der bei eintretenden Erdbeben sowohl die Richtung der Stöße, wie ihre genaue Eintrittszeit registriert. Das Observatorium bildet eine Insel inmitten der es rings umgebenden Lavawüste; während des ganzen gewaltigen Ausbruchs von 1872 hielten Palmieri und seine Gehilfen hier tapfer aus, obwohl sie fortwährend in Gefahr standen, von den rings ausströmenden Gasen erstickt zu werden.

Von der Terrasse des Observatoriums erblickt man im Süden den mächtigen schwarzen Lavastrom des Ausbruches von 1858, ferner den Lavaerguß von 1868, der das Vetranathal ausgefüllt hat, und den Strom von 1872, der



Am Rande des Kraters.

zwischen Massa und San Sebastiano niederfloß. Im Frühjahr 1896 sind abermals ziemlich bedeutende Lavaausflüsse erfolgt; besonders drohend bewegte sich ein Strom gegen San Sebastiano und ein anderer gegen Resina, beide von demselben Ausgangspunkt. Man sieht deutlich, wie sie sich im Norden des kleinen Observatoriumhügels gabelförmig gespalten haben, das kleine Vorgebirge der wissenschaftlichen Station, wo Palmieris Gehilfen beständig beobachten, in ihrem Winkel einschließend.

Außer jenen Lavaströmen vom Hauptkrater hat sich in der Richtung des Observatoriums noch ein anderer Strom, gegen 300 Meter von der „Funicolare“ entfernt, herabgewälzt. Die Fußsteige, die vom Observatorium zur untersten Station der Drahtseilbahn führen, waren längere Zeit unpassierbar und der ganze Verkehr mußte unterbrochen werden, bis jene Lavamassen völlig erkaltet waren. Wochenlang haben die Bergführer damals keinen Centesimo verdient, wie unser Führer klagend berichtet, und in ganz Resina, wo die meisten von ihnen wohnen, herrschte große Not. Die Fahrstraße, welche die Firma Cook mit gewaltigen Kosten hat herstellen lassen, war an zwei Stellen durchaus verschüttet, so daß ihre Wagen nicht mehr bis zur unteren Station gelangen konnten und man tiefer unten Pferde und Maultiere bereit halten mußte, um die ausgestiegenen Fremden bis dorthin befördern zu können.

Die sogenannte Eremitage, Romitorio del Salvatore, liegt noch etwas unterhalb des Observatoriums; gegründet ist sie im Jahre 1631, neuerdings aber hat man sie in eine profane Osteria umgestaltet. Fünf Minuten jenseits des Observatoriums liegt das Bureau der Drahtseilbahn, wo die Kontrolle der Fahrkarten stattfindet; weiterhin darf die neue Straße bis zu dem noch 3,5 Kilometer entfernten Fuße des Aschenkegels nur von den Passagieren der Bahn



Abstieg vom Aschenkegel.

benutzt werden, während alle übrigen Reisenden den alten Weg innehalten müssen.

Bei der Stazione inferiore bleiben alle Esel und Pferde zurück, und nun beginnt für alle diejenigen, welche nicht mit der Bahn fahren wollen, die wegen der die Abhänge bedeckenden losen Asche sehr anstrengende Erkletterung des 500 Meter hohen, sehr steilen Aschenkegels. Wer nicht ganz lungen- und kniefest ist, mag einen Tragsessel benutzen oder sich hinaufziehen lassen, indem er in einen Riemen greift, den ein ihm voranschreitender Mann um die Schulter geschlungen hat. Trotzdem ist die Wanderung, da man bei jedem Schritt bis über die Knöchel in die Asche einsinkt, noch beschwerlich genug, und mancher Tourist blickt wohl während des Aufstiegs mit heimlicher Reue auf die an ihm vorüberfahrenden Wagen der Drahtseilbahn. Faßt man aber etwa nun noch nachträglich den Entschluß, sich der letzteren zu bedienen, so läßt die Gesellschaft den Betreffenden mit seinem Geldbeutel dafür büßen, daß er nicht von vornherein zur Flagge Cook & Son geschworen hat. Wer nämlich ohne Benutzung der Gesellschaftswagen zu Fuß, zu Pferde oder sonstwie auf eigene Kosten zum Bahnhof gelangt, muß für die Benutzung der Bahn allein 18 Franken zahlen.

Der Genuß aber, den man auf der Höhe des Berges, der — wie Platen singt — „sein aschiges Haupt in dem eigenen Dampf verbirgt", empfindet, entschädigt auch den Fußwanderer reichlich für die durchgemachten Anstrengungen. Die Rundschau von hier ist unvergleichlich schön: man sieht zu seinen Füßen den ganzen herrlichen Golf wie ein Silbermeer ausgebreitet, über Neapel erscheinen die bewaldeten Höhen von Camaldoli, westlich die Küste mit der Punta di Posilipo, Bajä, Miseno, die Insel Procida und der Epomeo auf Ischia. Hinter diesem Mittelgrund erblickt der Vesuvbesteiger die fünf pontinischen Inseln und Gaëtas

Vorgebirge bis zum Monte Circello. Im Süden steigt scharf gezackt über Castellamare der Monte Sant' Angelo empor, zu dessen Füßen Vico, sowie Sorrent und Massa mit ihren herrlichen Buchten sich schmiegen; weiterhin liegen Capo Campanella und die Insel Capri.



Der Vesuv bei Nacht von Pompeji aus.

Wohl hat Goethe recht, wenn er von diesem Ausblicke sagt, daß er „wie ein Bad alle Müdigkeit hinwegnimmt". Dennoch aber fesselt fast noch mehr der Krater unsere Aufmerksamkeit, dieser unheimliche Schlund, durch den es direkt in die Hölle hinabzugehen scheint. Zumal wenn man zu einer Zeit hinaufkommt, wo der Berg etwas er=

regt ist, dann wird der schaurig-schöne Anblick vom Kraterrande in den Abgrund sich jedem unvergeßlich einprägen.

Alle zwanzig bis dreißig Sekunden erhebt sich im Berge ein dumpfes, rollendes Getöse; der Boden zittert und bebt unter unseren Füßen, und dazwischen klingt es wie das Arbeiten einer riesigen Lokomotive. Plötzlich schießt dann mit donnerähnlichem Krachen ein Feuer- und Dampfstrom aus der Krateröffnung, eine Menge von glühenden Lavastücken hoch mit sich in die Lüfte reißend, die aber meist, ohne die Reisenden zu gefährden, in den Krater zurückfallen. Ohne Führer, die hier ganz genau Bescheid wissen, trete man nicht zu dicht an den Krater heran; überhaupt nötigen der heiße Boden, die erstickenden Schwefeldämpfe, die hie und da aus Spalten im Krater hervorkommen, bald zur Umkehr. Vom Fuße des Kraters, wo die Rundsicht fast ebenso umfassend ist, hat man Muße, diese ungestörter zu genießen und seinem Gedächtnis für die Rückerinnerung einzuprägen.

Der Abstieg vom Aschenkegel ist ungleich lustiger als der Aufstieg. Mit mächtigen Sprüngen jagt alles den steilen, mit loser Asche bedeckten Abhang hinab, wobei man nach jedem Sprunge noch einige Meter mitsamt der Asche fortrutscht, und ist in etwa zehn Minuten wieder unten. Meist sind es nur Damen, die sich mitunter auf einem Tragsessel hinunter befördern lassen, was aber ein kostspieliges Vergnügen ist.

Unbeschreiblich herrlich ist auch der Anblick des Vesuvs bei Nacht, zumal wenn der Berg in Thätigkeit ist und die sich herunterschlängelnden Ströme glühender Lava ein rötliches Licht auf die umgebenden Felder werfen, während die Spitze des Vulkans in blutigem Rot erglänzt. Einen der schönsten Ausblicke auf den Berg hat man dann von Pompeji aus, das nebst den Schwesterstädten Herkulanum und Stabiä der gewaltigen Katastrophe vom

24. August 79 n. Chr. zum Opfer fiel. Man erinnert sich an dieser Stelle lebhaft der Verse des klassischen Dichters nach jenem gewaltigen Ausbruch:

„Dies hier ist der Vesuv, von Weinlaub jüngst noch beschattet,
Hier hat Kufen der Saft edeler Trauben gedrückt.
Dies sind die Hügel, die Bacchus mehr als die nysäischen liebte;
Hier hat der Satyrn Chor festliche Tänze getanzt.
Dies war der Venus Sitz, ihr lieber als Lakedämon,
Dieses der Ort, den berühmt Herkules' Tempel gemacht.
Nun liegt alles in Glut — zerstört und von Asche verschüttet,
Daß ihr so vieles vermocht, Götter, bedauert ihr selbst!"

Nicht lange vorher, im Jahre 63, hatte der Vesuv das erste Lebenszeichen von sich gegeben und bereits einen Teil Pompejis und anderer kampanischer Städte zerstört. Man war noch damit beschäftigt, diese Schäden auszubessern, als der zweite, viel verheerendere Ausbruch stattfand. Herkulanum wurde in diesem durch einen Lavastrom zerstört, während Pompeji und Stabiä durch einen Aschenregen und sogenannte Lapilli, kleine, erbsengroße Steinstückchen, verschüttet worden sind.

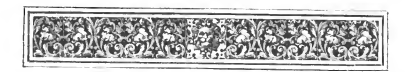
Seitdem ist der Vesuv durchschnittlich nur etwa alle 170 Jahre ausgebrochen. Die gewaltigste Eruption seit dem Untergange von Pompeji hat im Jahre 1631 stattgefunden, bei der große Schlammströme fast ebenso verheerend wie die Lava wirkten. Es waren mit ihr besonders heftige, anhaltende Erdbeben verbunden, und die Küste soll damals 900 Meter weiter gegen das Meer vorgerückt worden sein.

Die heftigsten Ausbrüche der Neuzeit waren die von 1794, 1822 (von Alexander v. Humboldt in seinen „Ansichten der Natur" beschrieben) und 1872. Der letztere hatte bereits im Januar 1871 seinen Anfang genommen. Es öffnete sich eine nordöstliche Spalte am Aschenkegel, über der sich eine Lavamasse auftürmte, aus deren Mitte ein

Strom hervorquoll. Die Ausbruchsperiode erreichte erst am 30. April 1872 in einer furchtbaren Katastrophe ihr Ende, der eine lange Reihe kleinerer Eruptionen vorangegangen war.

Schon ist die Somma auf der Rückseite des Vesuvs ganz von Lavaströmen überflutet, die das die beiden Gipfel trennende Thal beinahe ausgefüllt haben. Dahingegen wird der eigentliche Vesuvkegel durch die Lava und die Auswürflinge immer höher, und vielleicht kommt dereinst noch einmal — wenn auch erst nach Jahrtausenden — eine Zeit, in welcher der Berg doppelt so hoch ist wie heute und er alle Städte an seinem Fuße samt einem Teile des Golfes und der kampanischen Ebene unter seinen Lavaströmen begraben haben wird.





Mannigfaltiges.

Wie das Duell im englischen Heere abgeschafft wurde. — Bei der gegenwärtigen Bewegung gegen die Einrichtung des Duells in Deutschland wird stets darauf hingewiesen, daß die Engländer, die im Punkte der Ehre doch jedenfalls nicht weniger empfindlich sind als Deutsche und Franzosen, das Duell nicht kennen. Das ist richtig, war aber nicht immer so, und schwere Kämpfe hat es namentlich gekostet, bis die Duellwut der englischen Offiziere einer weniger äußerlichen Ehrauffassung wich.

Kurz nach der Schlacht von Waterloo war es. Die Duellwut hatte durch die langen Kriege neue Nahrung erhalten. Berüchtigt in dieser Beziehung war namentlich eines der in Gibraltar liegenden Regimenter, und es schien, als sei die Duellwut dort unausrottbar. Der Oberst des Regiments wurde abberufen und an seiner Stelle der wegen seiner eisernen Strenge bekannte Oberst Copplestone hingesandt.

Nach seiner Ankunft begab er sich sofort in die Kaserne, begrüßte die ihm untergeordneten Offiziere in freundlichster Weise und zeigte sich auch beim Begrüßungsmahl als guter Gesellschafter, so daß alle aufatmeten, denn man hatte der Ankunft des neuen Kommandeurs mit großer Besorgnis entgegengesehen. Oberst Copplestone gab Anekdoten aus dem gesellschaftlichen Leben in London zum besten und erwähnte schließlich auch wie zufällig der Duelle, welche unter den Offizieren des Regimentes, wie er

höre, in letzter Zeit gar so sehr überhand genommen haben sollten. Er drückte sein Bedauern darüber aus, daß der Unfriede in einer solchen Weise herrsche, und das Freundschaftsverhältnis derart gelockert sei.

„Meine Herren!" bemerkte er schließlich, „wenn Sie gewillt sind, Ihre Streitigkeiten auch in Zukunft in dieser Weise auszutragen, so habe ich nichts dagegen einzuwenden; aber ich muß darauf bestehen, daß mir jeder der Herren sein Ehrenwort giebt, sich in Zukunft nicht schlagen zu wollen ohne meine Einwilligung. Als Ihr Oberst muß ich dafür sorgen, daß meine Autorität von allen Seiten anerkannt wird."

Die Offiziere sahen einander verwundert an, und es herrschte peinliche Stille.

„Fürchten Sie nicht, meine Herren," unterbrach der Oberst das Schweigen, „daß ich Ihren Wünschen betreffs eines Duelles nicht etwa nachkommen will, im Gegenteil, es wird mir ein Vergnügen sein, Ihnen meine Einwilligung zum Zweikampfe zu geben, wenn ich nach Untersuchung des Falles die Notwendigkeit dazu erkannt und mich überzeugt habe, daß des einen oder anderen verletzte Ehre nur durch Blut wieder reingewaschen werden kann."

Die Offiziere gaben nun ihr Ehrenwort, ohne vorhergehende Einwilligung des Obersten kein Duell führen zu wollen, und der Oberst entließ sie hierauf in der liebenswürdigsten Weise. —

Am anderen Morgen schon wurde der Oberst aus seinem Schlafe geweckt. Es waren der Hauptmann Carrington und der Oberlieutenant Myers, welche vor ihm erschienen.

„Die Herren hätten sich wohl eine günstigere Stunde zu ihrem Besuche wählen können," empfing sie der Oberst ungehalten.

„Es handelt sich um unsere Ehre, Herr Oberst," lautete die bedeutungsvolle Antwort, „und da ist ein Aufschieben nicht möglich. Wir bitten Sie, Herr Oberst, um Ihre Einwilligung zum Duell."

„Wie?" rief Copplestone, „ich habe Sie gestern für die besten Freunde gehalten."

„Ja, Herr Oberst," entgegnete der Hauptmann Carrington, „das waren wir auch, doch hatten wir einen Streit, unsere verletzte Ehre erfordert den Zweikampf."

„Nun, da muß wohl etwas Fürchterliches zwischen den Herren vorgefallen sein,“ sagte der Oberst, „da Sie Ihre Zuflucht durchaus zu den Waffen nehmen müssen. Einer von Ihnen ist also zu viel auf der Welt?“

„Ja, so ist es, Herr Oberst! Gestern abend, als Sie uns verließen, äußerte ich gesprächsweise den Wunsch, Lieutenant der königlichen Leibgarde in London zu sein, einherzumarschieren mit dem silbernen Helm auf dem Kopfe. Hauptmann Carrington lächelte höhnisch dazu und bemerkte, daß für meinen ‚Kürbis‘ auch ein lederner Helm genüge. Anfangs beachtete ich diese Bemerkung nicht, wurde aber später von den anderen aufgereizt, und dann bemerkte der Hauptmann überdies, daß die Offiziere der Leibgarde nur Messinghelme trügen. Ich konnte mich nicht enthalten, ihm zu sagen, daß er davon nichts verstehe und daß er lieber schweigen möge. Darauf gerieten wir ernstlich in Streit, und es fielen böse Worte. Ich denke, ich bin in vollstem Maße berechtigt, auf ein Duell zu dringen und Ihre Einwilligung dazu zu erbitten.“

„Gewiß, die Sache ist sehr ernst,“ entgegnete der Oberst; „die Helme, welche die Offiziere der Leibgarde tragen, sind zwar weder aus Silber noch aus Messing, sondern aus einem weißen Metall, welches stark versilbert ist; doch glaube ich, daß dies an der eigentlichen Sache nichts ändert. Wünschen die Herren also noch immer, daß die Angelegenheit durch ein Duell ausgetragen wird?“

„Gewiß, Herr Oberst!“ riefen beide einstimmig.

„Nun gut!“ entgegnete der Oberst kühl, „ich selbst will Ihnen kein Hindernis sein, doch bemerke ich, daß das Duell, wie sich's gehört, durchgeführt werden muß. Keine französischen Komödien, das bitte ich mir aus. Einer von Ihnen ist, wie Sie selbst sagen, zu viel auf der Welt. Ich selbst will dann den Sieger bei seiner Rückkehr empfangen.“

Beide Offiziere salutierten und entfernten sich. Einige Minuten später eilten sie mit ihren Sekundanten auf den bestimmten Kampfplatz. . . .

Um die Mittagsstunde verfügte sich der Oberst in den Kasernenhof, um sein Regiment zu inspizieren, und war nicht wenig über-

rascht, unter den Offizieren auch die beiden Gegner Carrington und Myers zu sehen. Der Lieutenant trug die verwundete linke Hand in der Schlinge.

Copplestone wurde sehr ernst. „Ging der Zweikampf auch wirklich vor sich?“ fragte er streng.

„Ja, Herr Oberst,“ entgegnete der Lieutenant; „Sie sollten nur sehen, wie mich der Hauptmann in die Hand kratzte!“

„Nur in die Hand kratzte!?“ rief Copplestone. „Und das heißen Sie ein Duell, meine Herren? Und das noch dazu, wo es sich um eine so wichtige Sache handelt, als es die Helme der königlichen Leibgarde sind? Auf der Stelle beginnen Sie den Zweikampf von neuem, bei Strafe sofortiger Entlassung aus dem Militärdienste wegen Feigheit.“

Die Offiziere erblaßten, aber es gab keine Wahl. So überlegten sie nicht lange und entschlossen sich zu einem abermaligen Duell, diesmal auf Pistolen. In diesem trug der Hauptmann Carrington eine so schwere Verwundung davon, daß er zwei Monate lang an das Krankenbett gefesselt blieb.

Im Laufe dieser Krankheit kam es unter den Offizieren des Regimentes zu unterschiedlichen Streitigkeiten, deren einige durch Vermittelung des Obersten beigelegt wurden; der Austrag der übrigen wurde verschoben, bis die Ehrensache zwischen dem Hauptmann und dem Lieutenant zur vollständigen Erledigung gekommen sein würde. Copplestone gab seine Einwilligung zu weiteren Duellen nicht, sondern verwies stets auf den Ausgang der Krankheit des Hauptmanns Carrington.

Inzwischen berichtete der Oberst dem Kriegsminister über die Sache und erhielt von ihm den strengen Auftrag, die Angelegenheit bis zum Aeußersten zu treiben; es sei das einzige Mittel, der eingerissenen Duellmanie ein Ende zu machen.

Carrington erholte sich endlich wieder, so daß er auf den Promenaden ohne fremde Unterstützung erscheinen konnte.

Eines schönen Morgens promenierten die beiden Gegner, die sich längst wieder versöhnt hatten, in der Allee unweit der Kaserne, wo sie der Oberst zufällig traf.

„Willkommen, meine Herren, willkommen!“ redete er sie freundlich an; „ich bin sehr erfreut, den Herrn Hauptmann so

weit gesund zu sehen, um im stande zu sein, die bewußte Ehrensache zu Ende zu führen."

Die beiden Offiziere sahen einander entsetzt an, kaum daß sie ihren eigenen Ohren trauten. Aus ihren Gesichtern konnte man die Verzweiflung deutlich herauslesen.

„Sie werden doch einsehen, meine Herren," fuhr der Oberst nach einer kurzen Pause fort, „daß die fragliche Angelegenheit, betreffend die Helme der königlichen Leibgarde, nur durch den Tod eines der Gegner erledigt werden kann. Bei der Wichtigkeit der Sache habe ich an den Kriegsminister berichtet, und der ist ganz mit meiner Auffassung einverstanden."

„Aber Herr Oberst," sagte endlich Lieutenant Myers stammelnd, „der Herr Hauptmann ist ja noch nicht einmal vollständig gesund; übrigens —"

„Wenn er herumgehen kann, dann wird er auch die Pistole zu führen wissen; übrigens liegt es schon im Interesse der militärischen Ehre, daß zwei Feinde, von denen einer auf Erden zu viel ist, nicht länger nebeneinander herumgehen."

Die beiden Offiziere reichten einander schweigend die Hände; beide waren verzweifelt. Der Oberst wandte sich von ihnen ab, um seine eigene Bewegung zu verbergen; aber die Pflicht erforderte unbeugsame Härte. Wiederum wandte er sich an die beiden Offiziere und sagte streng: „Meine Herren, wenn die Sache nicht bis morgen entschieden ist, werden Sie beide wegen Feigheit aus dem Regiment ausgestoßen." Mit diesen Worten entließ er die Offiziere.

Die beiden beschlossen nun, sich mit ihren Kameraden darüber zu beraten und im Sinne der Stimmenmehrheit zu handeln. Die allgemeine Meinung war für eine Erneuerung des Duells, welchem Urteile sie sich auch fügten.

Zum drittenmal erschienen sie auf dem Kampfplatze. Sie reichten einander die Hand, nahmen herzlichen Abschied voneinander, und jeder stellte sich dann auf den ihm angewiesenen Platz. Die verhängnisvollen Schüsse fielen, der Lieutenant, mitten in das Herz getroffen, sank tot zu Boden. Der Schmerz und die Trauer Carringtons um seinen Freund kannten keine Grenzen; er warf sich auf den Leichnam und weinte bitterlich, und nur

mit Mühe gelang es, ihn fortzubringen. Er wurde in die Wohnung eines seiner Kameraden gebracht, von wo aus er um seine sofortige Entlassung aus dem Militärdienste einkam.

Am Nachmittag des nämlichen Tages ließ der Oberst die sämtlichen Offiziere versammeln und bemerkte, daß er nunmehr keinem weiteren Duell hindernd in den Weg treten wolle, doch müsse er



Das Eisfahrrad.

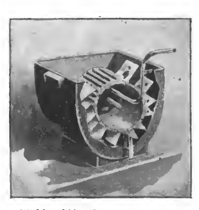
darauf bestehen, daß dabei immer auf Leben und Tod gekämpft werden und einer der Duellanten auf dem Platze bleiben müsse.

Seitdem gab es kein Duell mehr im Regiment. Fr. H . . . r.

Neue Erfindungen: I. Das Eisfahrrad. Schon nichts Neues mehr ist das Wasserfahrrad, welches die Aufgabe lösen soll, die bequeme, durch das Velozipéd auf dem Lande ermöglichte Fortbewegung auch auf das Wasser auszudehnen. Es sind bereits verschiedene Modelle und Konstruktionen davon aufgetaucht und auch hie und da auf unseren Flußläufen praktisch erprobt worden. Das Allerneueste auf dem Gebiete des Fahrradsports

dagegen dürfte gegenwärtig wohl das Eisfahrrad sein, auf das wir unsere Leser aufmerksam machen möchten.

Diese amerikanische Erfindung ermöglicht es, mit einem entsprechend umgebauten Zweirad die glatte Eisbahn zu befahren, und da man dem Eisfahrrad schnelle Bewegung, leichte Lenkbarkeit und so weiter nachrühmt, so wird es auch wohl bei uns bald in Aufnahme kommen. Vielleicht besitzt der eine oder andere von unseren Lesern ein ausrangiertes niederes Zweirad (Bicyclette), das sich zu einem Eisfahrrad umbauen läßt, um damit einen Versuch zu machen. Die Konstruktion ist ziemlich einfach. An Stelle des Vorderrades wird eine kurze stählerne Schlittenkufe eingesetzt und mit der Lenkstange verbunden. Ferner ist vorn eine Hemmvorrichtung angebracht in Gestalt einer Stange, die unten in eine spitze Gabel endigt und mittels eines Hebels in Thätigkeit gesetzt werden kann. Parallel der Vorderstange befindet sich eine zweite vor dem Hinterrad, die unten gleichfalls in einer Schlittenkufe endet. Das treibende Hinterrad trägt auf seinem Reifen eine Bandage mit Stahlspitzen, welche sich in das Eis oder den Schnee einbohren. Die Uebertragung der Rotation von dem Pedal auf das Hinterrad erfolgt in bekannter Weise durch Kurbeln und Kettenrad. Die ganze Anordnung ist derartig, daß das Körpergewicht des Radfahrers nicht auf dem Hinterrade ruht, das infolgedessen den Boden gewissermaßen nur streift. Eine fernere Vorrichtung, die vom Sattel aus durch einen Handgriff in Thätigkeit gesetzt werden kann, ermöglicht es, die hintere Schlittenkufe etwas höher oder tiefer zu stellen, wodurch dann jedesmal die Spitzen des Hinterrades mehr oder weniger in das Eis eindringen. Fr. R.



Waschmaschine für Photographien.

II. Waschmaschine für Photographien. Unser obenstehendes Bild zeigt eine einfache, aber sinnreiche kleine Maschine

zum Waschen photographischer Abzüge. Letztere werden in die Rillen einer rotierenden Trommel innerhalb der Maschine gesteckt, dann wird mittels eines Gummischlauches, der mit dem Wasserleitungshahn verbunden ist, ein Wasserstrahl hineingeleitet. Dieser setzt die Trommel in Bewegung, und so kommt der Reihe nach jeder Abzug unter den reinigenden Einfluß des Wassers, ohne daß dadurch die Bilder verletzt würden.

Lebensgefährliche Visiten. — In den letzten Jahren ist in gewissen Kreisen eine förmliche Mode eingerissen, Besuche im Raubtierkäfig zu unternehmen, um bei diesem gefährlichen Beginnen die verschiedenartigsten Proben von Furchtlosigkeit abzulegen. Als Urheber dieses grausen Spiels mit dem Leben wird der bekannte französische Tierbändiger Bidel genannt, der wiederholt von wilden Tieren angefallen und arg zugerichtet wurde. Er war der erste, der in den siebziger Jahren fremde Personen mit in den Löwenkäfig nahm, und dadurch andere reizte, das gleiche zu wagen.

Anfangs war wohl vorwiegend außergewöhnlicher Mut die Triebfeder dieser kühnen Besuche, schon bald aber wurden Wetten damit verknüpft, und aus dem lebensgefährlichen Sport war ein lebensgefährliches Spiel geworden.

Ein vornehmer Herr aus Nizza, Leonardo Rozy, hat demselben eine neue Nuance verliehen. Er wettete nämlich um einen hohen Betrag, mit Bidel unter die Löwen zu treten, um inmitten derselben mit drei Schüssen ein Aß aus einer an der Käfigwand befestigten Karte zu schießen.

„Nachdem nun," erzählt Bidel, „die erste Kugel nur das Weiße getroffen hatte, wollte der kühne Gast die Pistole von neuem laden. Aber die Hülse der Patrone hatte sich im Laufe festgesetzt, und die Entfernung derselben nahm gut zwei Minuten in Anspruch, die mir wie ebenso viele Jahrhunderte erschienen, solche Mühe machte es mir, meine aufgeregten und zornigen Tiere im Zaume zu halten. Endlich knallte der zweite Schuß, und in demselben Augenblicke war das Aß aus der Karte verschwunden. Ein ungeheurer Beifallssturm erhob sich, und ich muß gestehen: eine Hand, die unter solchen Umständen nicht zittert, ist die Hand eines tapferen Mannes."

Natürlich hat Herr Rozy Schule gemacht und zunächst einen gewissen Eysette in Lyon zu der unsinnigen That begeistert, den Käfig des Löwen „Romulus“ in der Menagerie Pazon ganz allein zu betreten, um sich neben dem Wüstenkönige photographieren zu lassen. Kaum jedoch, daß er sich in Positur gesetzt hatte, fiel der Löwe über ihn her und zerriß ihn. Infolgedessen wurden in manchen Städten die Visiten im Löwenkäfige strenge verboten. Trotzdem sind jedoch die Besucher der Menagerie Salvator zu Bourg in Frankreich im Jahre 1894 Zeugen eines furchtbaren Auftrittes geworden. Es hatten sich nämlich drei Herren entschlossen, während der Uebungen des Bändigers mit zwei großen Löwen in den Zentralkäfig zu treten. Man brachte zu diesem Behufe in den Käfig einen Tisch, mehrere Sessel, Champagner, Gläser und ein Spiel Karten. Nachdem alles hergerichtet war, nahmen die Herren am Tische Platz, indes der Bändiger mit seinen Löwen in einem Winkel des Käfigs „arbeitete“. Die drei hatten soeben eine Spielpartie begonnen und mit dem Bändiger angestoßen, als plötzlich einer der Löwen sich der Gruppe näherte und einen der Fremden, Namens Chauveau, beschnupperte. Dieser, augenscheinlich bemüht, dem Publikum seine Furchtlosigkeit zu beweisen, machte eine Bewegung, als wolle er den Löwen zurückstoßen. Diese kühne Geste beantwortete der Leu mit einem Schlage seiner Pranke, der Chauveau vom Stuhle warf. Dann erfaßte das Tier den Mann und rollte ihn unter sich. Das Publikum gab den Unglücklichen natürlich verloren. Zum Glücke war jedoch der Bändiger ein sehr energischer Mann. Da seine Peitschenhiebe den Löwen nicht zum Loslassen seiner Beute brachten, erfaßte er den Kopf der Bestie, riß ihr den Rachen auf, ergriff dann die Zunge und wand sie heftig, indem er dem Tier dabei den Arm in den Schlund steckte. Infolge des rasenden Schmerzes zog der Löwe seine Klauen zurück, und Chauveau konnte sich durch die halbgeöffnete Hinterthür flüchten, worauf der Bändiger die Löwen zurücktrieb. Die Gefährten Chauveaus hatten sich während des Kampfes längst aus dem Staube gemacht.

Immer häufiger werden allmählich diese Visiten. In Mainz begab sich ein Volksdichter, in Wien ein Arzt in den Löwenkäfig.

Beide hatten vorher bei der Polizei einen Revers des Inhaltes unterzeichnen müssen, daß sie auf die Gefährlichkeit ihres Unternehmens aufmerksam gemacht worden seien, trotzdem jedoch auf ihrer freien Entschließung beharrt hätten.

Auch in Spezia machten zwei Herren, Melchiori und Rosalino, eine Visite im Löwenkäfig der Menagerie Keßner und hielten daselbst ein Trinkgelage im Angesichte von vier Wüstenkönigen ab, wobei es auch an Toasten nicht fehlte. Bald darauf drang in Florenz ein Journalist trotz des Verbotes der Polizei in den Löwenkäfig, und in Serona betraten denselben zwei Journalisten, ohne daß das Publikum vorher hiervon verständigt worden wäre. Großes Erstaunen bemächtigte sich infolgedessen der Anwesenden und lautlose Stille herrschte. Da plötzlich ein starker Knall. Einer der Herren hatte eine Champagnerflasche entkorkt und trank nun mit seinem Kollegen und dem Löwenbändiger auf das Wohl des Publikums. Stürmisches Bravo, ein Applaus, der einem der Löwen nicht behagte. Er stand auf und näherte sich den Fremden. Darob große Unruhe im Zuschauerraume; einige Damen schrieen auf, andere fielen in Ohnmacht. Doch die Angst war unbegründet. Der Löwe stand unter dem gebieterischen Einflusse seines Herrn und wich knurrend zurück.

Besonders originell war die Visite zweier römischer Studenten im Löwenkäfige. Sie erschienen daselbst in rosigster Laune und baten das zahlreich anwesende Publikum, ihnen Endreime zu geben, aus denen sie gemeinschaftlich ein Gedicht machen wollten. Es dauerte geraume Zeit, bis das aufgeregte Publikum diesem Verlangen entsprochen hatte, die beiden Studenten aber brauchten nicht mehr als fünf Minuten zur Abfassung des Gedichtes, das einer von ihnen deklamierte, während der Bändiger mit der Peitsche in der Hand die vier Löwen beobachtete. Sie hörten ruhig zu, und die beiden kühnen Musensöhne verließen sodann in dem erhebenden Gefühle, die Wette, um welche es sich auch in diesem Falle handelte, glänzend gewonnen zu haben, die „Löwengrube".

Noch Größeres hat der bekannte italienische Schauspieler Mariani geleistet: er hat infolge einer Wette um 10 000 Lire den Löwenbändiger Keßner in Mailand in tadelloser Weise im Käfig

rasiert, trotzdem sich dessen Löwen in erregtester Weise gebärdeten. Etwas Aehnliches hat sich übrigens auch in Madrid im Cirkus „Parish" zugetragen. Eines Abends ward nämlich ein Käfig mit sechs großen Löwen in die Manege gezogen, und der Bändiger führte mit den Wüstenkönigen die gewöhnlichen Kunststücke aus. Währenddem erschien ein Mann in der Arena mit einer weißen Serviette über dem linken Arm, mit Seife, Pinsel und Metallbecken in der Rechten. Es war der stadtbekannte Barbier Pegna, welcher gewettet hatte, den Löwenbändiger mitten unter seinen Bestien rasieren zu wollen. Und er hielt Wort, wenigstens zur Hälfte. Nach einer Verbeugung vor dem Publikum, trat er in den Löwenkäfig, seifte den Bändiger ein und nahm ihm mit einem einzigen Zuge seines Messers auf der einen Gesichtshälfte die Bartstoppeln ab. In diesem Augenblicke begannen die Löwen sich zu rühren und zu knurren. Infolgedessen wandte sich Meister Pegna dem Publikum zu und sagte: „Ich glaube genug gethan zu haben. Es komme nun ein anderer und rasiere dem Herrn auch die zweite Wange." Sprach's und verließ unter frenetischem Beifalle des Publikums den Löwenkäfig.

Natürlich fand sich kein zweiter Figaro, der den Löwenbändiger vollends rasiert hätte, dafür aber betrat kurz darauf ein junger Elegant, mit der brennenden Cigarre im Munde, den nämlichen Käfig. Während ihn die wilden Tiere mit Unglück verheißendem Murren empfingen, stand er anscheinend furchtlos da und winkte seinen Bekannten freundlich zu. Dann zog er sich rasch zurück, die Beruhigung der über den unerwarteten Besuch empörten Löwen dem Bändiger überlassend.

Nach diesem Vorfalle wurden die Visiten im Löwenkäfige in Madrid und in Paris wiederholt verboten.

Dagegen haben die englischen Behörden den Gasthausbesitzer James Wiltshire in Cardiff nicht gehindert, die gefährliche Wette, in den von sieben Löwen besetzten Käfig der Wombwellschen Menagerie zu treten, zum Austrage zu bringen. Der Mann ist denn auch wirklich in dem unheimlichen Salon erschienen und hat denselben nach längerem Verweilen völlig unbelästigt wieder verlassen.

Trotzdem hat es nach ihm kein Engländer mehr gewagt, eine ähnliche Visite zu machen, dafür aber führte eine junge Dame, die Tänzerin Miß Bob Walters, vor einiger Zeit im Imperialtheater des Westminster Aquariums in einem mitten auf dunkler Bühne stehenden, von farbigem Lichte beschienenen Löwenkäfige allabendlich mehrere Tänze mit einer Kunstgewandtheit und Anmut aus, die von ihrer völligen Ruhe zeugten.

Sie hat denn auch durch ihre wiederholten Visiten im Löwenkäfige alle in den Schatten gestellt, die auf diesem „Gebiete" etwas geleistet haben, und es wird schwer sein, sie zu übertreffen. R. M.

„Historisch." — Im Jahre 1848 befand sich der französische Romanschriftsteller Féval, von einer Reise aus England zurückkehrend, in einem fashionablen Hotel von Calais, und zwar im Lesezimmer desselben, in welchem außer ihm niemand anwesend war. Mitten in der Lektüre eines Journals erhob er sich, um etwas in dem Wörterbuch der Akademie nachzuschlagen, welches auf einem Regal in der Nähe des Kamins stand. Das schwere Buch fiel ihm jedoch aus der Hand und auf eine Majolikavase, die den Kaminsims zierte. Die Vase fiel zur Erde und zersprang in mehrere Stücke. Gerade wollte er nach der Glocke greifen, um die Scherben beseitigen zu lassen und den Schaden zu ersetzen, als sich ein großes Getümmel im Hotel erhob und ein Kellner atemlos hereinstürzte.

„Mein Herr, Sie werden gebeten, sich sofort auf Ihr Zimmer zurückzuziehen und dort bis auf weiteres zu bleiben."

„Oho, wie kommen Sie dazu, mir solche Vorschriften zu machen?"

„Nicht ich — der Wirt läßt Sie bitten — —" stammelte der Kellner. „Wenn Sie ein Anhänger des Königs sind — —"

„Ich bin ein Anhänger jeder Regierungsform, unter der es mir gut geht. Sprechen Sie nur frei."

„Seine Majestät, der König Louis Philipp, ist auf der Flucht aus Paris soeben hier angekommen mit großem Gefolge, um hier zu dinieren und dann nach England überzusetzen. Der Wirt hat das ganze Hotel zur Verfügung Seiner Majestät gestellt. Die Gäste werden gebeten, sich auf ihre Zimmer zu beschränken."

Unter diesen Umständen willfahrte Féval der Bitte des Wirtes, und da er noch an demselben Abend nach Paris weiterreiste, vergaß er, die zerbrochene Vase in Rechnung stellen zu lassen und dachte auch später nicht mehr daran.

Nach einer Reihe von Jahren besuchte Féval wieder die Stadt Calais und kehrte in dasselbe Hotel ein. Als er das Lesezimmer betrat, fiel ihm sofort ein überraschender „Schmuck" desselben auf. Er erblickte ein kleines, mit rotem Sammet überzogenes Tischchen, auf welchem eine Glasglocke stand, unter derselben die Trümmer der von ihm zerbrochenen Majolikavase, die er mit Bestimmtheit wiedererkannte.

„Was hat das zu bedeuten?" fragte er den anwesenden Wirt.

„O mein Herr, das ist eine historische Reliquie, von der ich mich um keinen Preis trennen würde. Als König Louis Philipp auf seiner Flucht nach England mein Hotel mit einer kurzen Anwesenheit beehrte, nahm er diese Vase vom Kamin, zerschmetterte sie am Boden und rief aus: ‚So möge es meinen republikanischen Feinden ergehen.'"

„Wer hat das gesehen und gehört?"

„Einer der Kellner. Später haben es noch mehrere Zeugen bestätigt."

Féval lächelte und schwieg. Er wollte dem Wirt seine „historische Merkwürdigkeit" nicht nehmen. M. H—d.

Petroleumkuchen als Heizmaterial. — Herr Maestracci, ein italienischer Marineoffizier, hat ein ganz einfaches Verfahren erfunden, um aus Petroleum eine feste Masse in Form von Ziegeln herzustellen, die sehr leicht zu handhaben und als Brennmaterial der Kohle in verschiedener Beziehung unbedingt vorzuziehen sind. Das Verfahren zur Gewinnung dieses neuen Brennstoffs ist folgendes: 1 Liter Petroleum wird mit 150 Gramm geriebener Seife, 10 Prozent Harz und 333 Gramm kaustischer Soda gemischt. Diese Mischung wird zum Sieden gebracht und fortwährend umgerührt. Sobald die Verdichtung beginnt, was nach Verlauf von circa 40 Minuten der Fall ist, bedarf der Verlauf der Operation besonderer Aufmerksamkeit. Beginnt die Mischung überzulaufen, so gießt man ein paar Tropfen Soda hinzu und fährt fort, das Gemengsel umzu-

rühren, bis solches sich vollkommen zu einer nahezu festen Masse verdichtet hat, worauf man es in Formen gießt, um ihm die handliche Ziegelform zu geben. Diese Kuchen läßt man 10 bis 15 Minuten lang in einem Ofen trocknen und alsdann kalt werden, womit die Prozedur ihren Abschluß findet, so daß einige Stunden hinreichen, um aus dem flüssigen Petroleum ein kompaktes Heizmaterial herzustellen.

Um die Kuchen billiger und noch kompakter zu machen, empfiehlt es sich, dem vorstehend beschriebenen dreiteiligen Gemenge noch 20 Prozent Sägespäne und 20 Prozent Thon oder Sand beizufügen. Heizversuche, die auf Dampfern mit diesem Material angestellt wurden, ergaben, daß bei gleichem Gewicht die Petroleumkuchen dreimal soviel Hitze entwickelten als Steinkohle und dabei keinerlei Abfälle zurückließen. Mit einigen geringen Modifikationen der Feuerherde, meint der Erfinder, wäre es möglich, mit diesem Stoff in solchem Maße den Rauch hintanzuhalten und den Wärmegehalt zu erhöhen, daß ein Kilogramm verdichteten Petroleums sich gleichwertig mit vier Kilogramm Steinkohle erweisen würde. B. Fr.

Ein interessantes Vermächtnis Moltkes befindet sich in der Königlichen Bibliothek zu Berlin, nämlich eine alte syrische Handschrift. Als der große Stratege im Jahre 1838 als Major ein kleines türkisches Corps von 3000 Mann mit acht Geschützen begleitete, welches gegen den Kurdenfürsten Sayd Beg, das Haupt der Aufständischen, zu Felde zog, lernte der damals Achtunddreißigjährige in Kurdistan eingehend Land und Leute kennen. Die auf einer etwa 1000 Fuß hohen Felsklippe errichtete, anscheinend uneinnehmbare Feste des Begs wurde belagert und nach verschiedenen nächtlichen Angriffen endlich genommen. Unter den Verschanzungen der Belagerten befand sich eine gegen 30 Fuß hohe und breite Höhle, welche an einer senkrechten Felswand zum Vorschein kam. Es zeigte sich später, daß diese Höhle die Kirche des von seinen Einwohnern verlassenen christlichen Dorfes war, welches am Fuße des Schlosses im Thale längs eines Baches unter Nußbäumen erbaut war. Die Höhlenverteidiger hatten das Dunkel der Nacht benutzt, unbemerkt durch das Thal zu entweichen. Am anderen Morgen betrat Moltke die Höhle und fand

in derselben jene wertvolle syrische Handschrift, welche er später der Königlichen Bibliothek in Berlin schenkte. E. K.

Zur Intelligenz der Vögel. — Auf dem Prießnitzer See jagte der berühmte Naturforscher Brehm mit seinen Freunden Bonde und Schilling einmal einen Haubentaucher. Die ersten beiden stiegen in einen Kahn, und Schilling stellte sich am Ufer auf, wo seichtes Wasser war. Die im Kahn suchten nun den Vogel nach dieser Stelle zu treiben, weil er im tiefen Wasser wegen des Untertauchens nicht zu schießen war. Es gelang dies auch, und sie glaubten schon seiner sicher zu sein, doch sie täuschten sich gewaltig. Er ließ sich nämlich nahe an eine Stelle des Ufers treiben, wo eine große Herde Kühe weidete, flog dann rasch empor und strich ganz nahe über die Kühe hin, so daß die Jäger auch eine Kuh hätten treffen müssen, wenn sie nach ihm geschossen hätten. Am Ende der Herde angekommen, wo er außer Schußweite war, erhob er sich hoch in die Luft und flog nach dem oberen, dicht mit Rohr bewachsenen Teile des Sees, wo er sich im Rohr niederließ.

Graf Reichenbach erzählt von einer Schar Elstern, welche, als sie das Eis, unter dem sie tote Fische schwimmen sahen, mit den Schnäbeln nicht durchhacken konnten, es auftauten, indem sie sich wie brütend über dasselbe lagerten, dann das verdünnte Eis durchhackten und die herausgeworfenen Fische bis auf die Gräten abnagten. — Der Blauspecht oder Kleiber hackt die Schneckengehäuse sogleich in der Mitte auf, wenn er einmal die Erfahrung gemacht hat, daß der Bewohner des Gehäuses beim Angriff an der Mündung desselben sich gegen die Mitte zurückzieht.

Dr. Noll besaß einen Kanarienvogel, der nicht im Käfig bleiben, sondern lieber im Zimmer frei herumstreichen wollte. Noll lockte ihn daher mit seiner Lieblingsspeise, Kreuzkraut nämlich, das er in den Käfig legte, und schloß dann rasch das Thürchen, wenn der Vogel hineingeflogen war. Das Mittel zeigte sich eine Zeitlang als ganz erprobt; bald aber ging der Vogel, Noll aufmerksam beobachtend, nur noch in den Käfig, wenn jener in der Ferne stand, holte dann eiligst das frische Pflänzchen heraus und verzehrte es oben auf dem Käfig. Jetzt brachte Noll am

Thürchen des Käfigs einen Faden an, der zu seinem Schreibtisch führte, und zog das Thürchen rasch zu, wenn der Vogel seine Lieblingsspeise zu entführen suchte. Endlich entdeckte der Vogel die wichtige Bedeutung des Fadens, den er wiederholt aufmerksam betrachtete, und ging nicht mehr in den Käfig, lieber den Leckerbissen als die Freiheit entbehrend. L. H.

Taschendiebe am Hofe. — Bei den Festlichkeiten, die 1770 zur Feier der Vermählung des Dauphins von Frankreich, des nachmaligen Königs Ludwig XVI, mit Marie Antoinette, der Tochter der Kaiserin Maria Theresia, stattfanden, spazierten feingekleidete Gauner mitten unter den vornehmen Gästen einher und stahlen nach Herzenslust. Dem Prinzen von Soubise wurde eine reichgespickte Börse entwendet, die Prinzessin von Guéménée nahm am Büffett von einem unbekannten Kavalier ein Glas Limonade an und bemerkte zu spät, daß bei dieser Gelegenheit ihr wertvolles Halsband verschwunden war.

So war es auch bei der Hochzeit des Grafen von Artois und der Schwester der Gräfin von Provence. Hier hatte man den Verlust vieler Uhren, Tabaksdosen und Börsen zu beklagen, und wieder fiel der Verdacht auf kostbar gekleidete Gäste. D.

Zweideutig. — Ein englischer Gentleman, der zu Anfang des 18. Jahrhunderts das Unterhaus beleidigt hatte, wurde dazu verurteilt, im Hause selbst auf den Knieen Abbitte zu leisten.

Der ihm auferlegten Strafe unterzog er sich denn auch, und als er sich wieder erhob und die Beinkleider in der Gegend der Kniee säuberte, rief er aus: „Wahrhaftig, mein Lebtag bin ich nicht in einem so schmutzigen Hause gewesen.“ —dn—



